Early Journal Content on JSTOR, Free to Anyone in the World

This article is one of nearly 500,000 scholarly works digitized and made freely available to everyone in the world by JSTOR.

Known as the Early Journal Content, this set of works include research articles, news, letters, and other writings published in more than 200 of the oldest leading academic journals. The works date from the mid-seventeenth to the early twentieth centuries.

We encourage people to read and share the Early Journal Content openly and to tell others that this resource exists. People may post this content online or redistribute in any way for non-commercial purposes.

Read more about Early Journal Content at http://about.jstor.org/participate-jstor/individuals/early-journal-content.

JSTOR is a digital library of academic journals, books, and primary source objects. JSTOR helps people discover, use, and build upon a wide range of content through a powerful research and teaching platform, and preserves this content for future generations. JSTOR is part of ITHAKA, a not-for-profit organization that also includes Ithaka S+R and Portico. For more information about JSTOR, please contact support@jstor.org.

VII.

Ueber die Einheit des Menschengeschlechtes.

Von

Theodor Waitz.

Anthropologie der Naturvölker. Erster Theil. Ueber die Einheit des Menschengeschlechtes und den Naturzustand des Menschen, von Th. Waitz. Leipzig, 1859.

Die Frage nach den Menschenracen, ihren Eigenthümlichkeiten und ihren Verhältnissen zueinander, in Deutschland hauptsächlich durch Blumenbach angeregt und erfolgreich bearbeitet, nahm im Anfange unsers Jahrhunderts das allgemeine Interesse in hohem Grade in Anspruch. Mit großer Vorliebe beschäftigte man sich besonders mit den Schilderungen des Lebens und Treibens der sog. wilden Völker, welche durch die Entdeckungen Cook's und anderer kühner Seefahrer erst seit kurzer Zeit in den Gesichtskreis der civilisirten Welt eingetreten, durch die große Verschiedenheit ihrer ganzen Denkungsart und Lebensweise für das Auge des Europäers ein anziehendes Schauspiel darboten und ihn zu den mannigfaltigsten, theils unterhaltenden, theils ernsten und lehrreichen Betrachtungen veranlassen mußten.

Dieß hat sich geändert. Der Reiz der Neuheit, den der Gegenstand besaß, ist verflogen und mit ihm das allerdings mehr spielende Interesse, das man an ihm nahm. Lieferte jene Zeit zwar auch manche Untersuchung, die von wissenschaftlichem Werthe war, wie namentlich Blumenbach's genaue Beschreibung einer Reihe von verschiedenen Schädelformen, so vermochte sie doch nicht in die allgemeineren Fragen tiefer einzudringen, welche an die Verschiedenheit der Menschenracen sich anschließen. Der Reichthum der vorliegenden Thatsachen war hierzu nicht bedeutend genug, und ein großer Theil der Wissenschaften, welche bei der Beurtheilung dieser Fragen mitzusprechen hatten, war noch nicht bis zu der Höhe entwickelt, welche erforderlich ist, um Untersuchungen dieser Art mit Erfolg auch nur beginnen zu können.

Die natürliche und nicht eben zu beklagende Folge hiervon war es, daß das Interesse für diesen Gegenstand, wenn nicht sich verlor, doch wieder mehr in den Hintergrund trat, daß sich die wissenschaftliche Thätigkeit in der neuesten Zeit mit einer gewissen Ausschließlichkeit solchen Aufgaben zuwendete, bei deren Bearbeitung man einen sicheren Boden unter den Füßen fühlte und zu einem gewissen Abschlusse der Untersuchung mit festen Resultaten zu gelangen hoffen durfte. Die Specialforschung, die Untersuchung des Einzelnen, die mit vollem Rechte gegenwärtig als die einzige Grundlage der Erkenntniß gilt, hat sich in den historischen wie in den naturwissenschaftlichen Zweigen unseres Wissens glänzend entfaltet, und eben diese Entfaltung ist es, die es möglich macht, zu allgemeineren Fragen über das Menschengeschlecht mit besserem Erfolge wieder zurückzukehren, als dieß in früherer Zeit hätte geschehen können.

Freilich wird zu Untersuchungen dieser letzteren Art eine gewisse Resignation erfordert; denn zu keiner Zeit werden sie sich so abschließen lassen, wie dieß auf Gebieten geschehen kann, die einen fest begrenzten Kreis von Thatsachen umfassen, da ein Resultat, das sich nur aus dem Zusammenwirken vieler Wissenschaften gewinnen läßt, von der Entwickelungshöhe jeder einzelnen abhängig und mit dieser im Laufe der Zeit veränderlich ist. Aber dieser Umstand darf uns weder von der Bearbeitung solcher Aufgaben abschrecken, wenn es an wissenschaftlich feststehenden Anhaltspunkten für sie nicht fehlt, noch

darf er das Interesse beeinträchtigen, das wir an ernsthaften und sorgfältigen Lösungsversuchen derselben zu nehmen geneigt sind.

Wir können deshalb die jetzt vielfach verbreitete Ansicht nicht theilen, welche die in neuerer Zeit so reichlich eingehenden Berichte über die äußeren und inneren Eigenthümlichkeiten culturloser Völker nur in die Klasse der Tagesneuigkeiten und Merkwürdigkeiten wirft, oder ihnen höchstens ein gewisses geographisches Interesse zugesteht. Selbst der linguistische Werth, welchen Sprachproben besitzen, aus denen auf die Verwandtschaft der Völker zu schließen so vielfach gestattet ist, und der naturhistorische, welcher sorgfältigen Messungen der Schädel und Körpertheile zukommt, aus denen die anatomische Charakteristik der Völker hervorgehen soll, scheinen uns nicht den wichtigsten und wesentlichsten Gesichtspunkt zu bezeichnen, unter welchen die Kenntnisse fallen, die wir von jenen Völkern erwerben, vielmehr liegt dieser darin, daß wir durch sie eine äußerst schätzbare Ergänzung der Geschichte der Menschheit erhalten.

Man kennt den Menschen nur halb, wenn man ihn immer nur im civilisirten Zustande vor Augen gehabt hat. So wahr es auch ist, daß das Hauptinteresse der Geschichte überall darauf ruht, daß man in ihr die Civilisation der Völker, und zwar bei einem jeden derselben auf seine eigenthümliche Weise sich entwickeln und gestalten sehe, so unwahr und dem Interesse der Geschichte selbst zuwider ist die oft gehörte Behauptung, daß Völker ohne fortschreitende Civilisation, weil sie in diesem Sinne keine Geschichte haben oder doch keine zu haben scheinen, dem Historiker gleichgiltig sein dürften. Wir wollen nicht geltend machen, daß eine ganze Reihe von Völkern, die aus diesem Grunde vernachläßigt zu werden pflegen, keineswegs einer gewissen Civilisation ermangeln, deren Geschichte nur noch in tiefes Dunkel gehüllt ist, wie z. B. die riesenhaften und wunderbaren Bauwerke in Central-Amerika, die monumentalen Reste von Peru, Mexico und eines großen Theils von Nord-Amerika, die Berichte der spanischen Eroberer und Heidenbekehrer dieser Länder unwiderlegbar beweisen. Eine historisch interessante Erscheinung sind die culturlosen Völker eben durch ihre Culturlosigkeit, insofern sich nämlich an diese letztere die Frage knüpft, wie es möglich war und woraus es zu erklären ist, daß sie auf jener niedern Stufe unveränderlich zu beharren

ſcheinen, während es nur wenigen Stämmen gegeben war, zu einer hiſtoriſchen Entwickelung zu gelangen; und wer ſeinen Blick ernſthaft und ausdauernd auf das Studium dieſer Frage richtet, wird ihn dadurch ſchärfen für die Beantwortung der anderen, wo und worin die Bedingungen alles Fortſchrittes der Civiliſation überhaupt zu ſuchen ſind. Gegenſätze beleuchten nicht nur einander oft durch den Contraſt, ſondern erleichtern auch vielfach das Verſtändniß, ja ſie ſchließen es bisweilen erſt auf, und wir zweifeln kaum, daß es ſich in dieſem Falle vielfach ſo verhalten wird. Uns ſtellt ſich die Civiliſation und ihr Fortſchreiten leicht als eine Erſcheinung dar, die ſo natürlich und nothwendig von dem Menſchen hervorgebracht wurde, daß ſie ſich gewiſſermaſſen von ſelbſt verſteht und im Grunde gar keiner Erklärung bedarf. Die aufmerkſame Betrachtung culturloſer Völker iſt geeignet, uns von dieſem Irrthume zu heilen, und damit zugleich die wichtige Frage uns näher zu rücken, was es denn eigentlich iſt, wodurch ein Volk ſich hiſtoriſch fortbewegt, ob ein ihm inwohnender allgemeiner Geiſt, der ſich zu einer dialektiſchen Entwickelung genöthigt findet, ob ſeine phyſiſche oder ſeine pſychiſche angeborene Raceneigenthümlichkeit, ob ſeine Gemeinſchaft und Miſchung mit andern Völkern, ob ſeine Naturumgebung und äußere Lebenslage, ob ein innerer Trieb oder eine beſondere Combination von Umſtänden der verſchiedenſten Art, oder dieß Alles zuſammengenommen und in welchem Maaße? Möglich, daß ſich auf dieſe Fragen bei dem gegenwärtigen Stande unſers Wiſſens überhaupt keine definitive Antwort geben läßt, möglich, daß ſie ſich nicht in allgemeingiltiger Weiſe geben läßt, ſondern daß die Culturbewegung eines jeden Volkes auf individuell eigenthümliche Weiſe motivirt iſt, jedenfalls iſt es von Wichtigkeit, Alles aufzubieten, was über dieſe Probleme einiges Licht zu verbreiten vermag, wenn die Klarheit, die wir dadurch gewinnen, vielleicht auch nicht die des Sonnenlichtes iſt.

Wollen wir auch nicht behaupten, daß eine gewiſſe Beſchränktheit des Blickes eine nothwendige Folge davon ſei, wenn man ſich der näheren Betrachtung culturloſer Völker entſchlagen zu können meint, ſo unterliegt es doch keinem Zweifel, daß Cultur und Uncultur im Leben der Völker ein Continuum bilden, ſo daß ſie in ununterbrochenem Zuſammenhange ineinander, über-, und auseinander hervor-

gehen, mag man nun Unbildung und Rohheit als den wahren Naturzustand der Menschen oder erst als Folge ihres Versinkens anzusehen geneigt sein. Und darf darum der Historiker, welcher die eine Seite des Lebensbildes der Menschheit der Untersuchung unterwirft, die andere nicht übersehen und ignoriren, so zeigt sich dieß als um so unerläßlicher, wenn man beachtet, daß die Nacht historischer Zeiten, in welche weder Denkmäler noch Traditionen zurückreichen, nur durch die Analogieen in etwas erhellt werden kann, welche die Zustände der nicht in das Reich der Geschichte eingetretenen Völker an die Hand geben. Daß diese Analogieen im Allgemeinen nicht unberechtigt sind, dafür bürgt eben jene Continuität der Lebensentwickelung, die wir bei dem ganzen Menschengeschlechte voraussetzen müssen; aber mit großer Vorsicht werden sie allerdings gezogen sein wollen, damit man sich keiner Verwechselung zwischen gesunkenen Völkern und Naturvölkern schuldig mache. Indessen wird sich, welche Vorstellung man sich vom Naturzustande des Menschen auch bilden mag, doch allgemein behaupten lassen, daß alle Civilisation sich erst im Laufe der Zeiten langsam entwickelt habe, nichts Primitives, sondern etwas Secundäres, Abgeleitetes sei, woraus sich ergibt, daß wir alle Analogieen für die Zeiten und Lebenszustände der Völker, welche der historischen Entwickelung derselben vorausgegangen sind, nur bei denen zu suchen haben, die der Civilisation ermangeln.

Wenn es endlich für den Geschichtsforscher von Interesse ist, einen tieferen Blick in die angewandte Psychologie zu thun, um das Gemüthsleben, die Motive und Charakterzüge, die ihm in der Geschichte an den Menschen so oft in unentwirrbarer Verwickelung und in räthselhafter Verflechtung entgegentreten, nach ihrem natürlichen inneren Zusammenhange kennen und verstehen zu lernen, so bietet sich ihm für diesen Zweck kein geeigneteres und fruchtbringenderes Studium dar als das des Lebens und Treibens culturloser Völker. An diesen tritt so vielfach unverhüllt und ungeschminkt auf was in dem Kreise der Civilisation nur verschämt, verschleiert, verstellt sich zeigt und, obgleich verborgen, doch mächtig wirksam, nicht zu Tage zu treten wagt. Einfachere Verhältnisse, in denen die Verstellung und Verhüllung entweder nicht der Mühe lohnt oder noch der Feinheit und weiten Voraussicht unfähig ist, erleichtern die Einsicht in das,

was den Menschen innerlich bewegt, besonders dadurch daß sie das Urtheil weit seltener irre führen. Die eindringende Betrachtung derselben führt insbesondere zu dem überraschenden Resultate, daß die Civilisation nur weniges specifisch Neue im inneren Leben des Menschen schafft, Weniges zu dem sich nicht das Urbild oder das Zerrbild auch bei dem sogenannten Wilden finden ließe, daß seinem Wesen nach der Mensch überall derselbe ist.

Vielleicht glaubt man aus dem Studium der rohen Masse, des Pöbels, der sich innerhalb civilisirter Völker findet, denselben Gewinn ziehen zu können, den man sich von der näheren Kenntniß cnlturloser Stämme versprechen darf. Man würde sich täuschen; denn selbst wo Cultur fehlt, gibt es Motive der Ehre, der Sitte und des Rechtes, die sich kräftig wirksam erweisen, gibt es eine öffentliche Meinung, deren Gewalt der Einzelne oft schwer empfinden muß, gibt es Bande der Familie und der Nationalität, die ihre Rechte geltend machen, gibt es religiöse Vorstellungen, denen nachzuleben als heilige Pflicht geachtet wird; und wenn auch Vieles davon uns nicht selten so verkehrt und wunderbar mißbildet erscheint, daß wir uns bald eines Lächelns bald eines mitleidigen Achselzuckens nicht erwehren können, so sind wir doch genöthigt, anzuerkennen, daß hier gesellschaftliche Zustände vorliegen, die auf eigenthümliche Weise gestaltet, ihre Regel und ihr Maaß haben; und sind diese Regel und dieses Maaß auch nicht die unsrigen, so beweist ihre Macht über den Einzelnen und über die Masse doch schlagend genug, daß Uncultur eines Volkes weit verschieden ist von der Zügellosigkeit und sittlichen Verderbniß derer, die nur den Auswurf eines solchen bilden.

I.

Die große Menge der Völker ohne Geschichte gegenüber der kleinen Zahl wahrer Culturvölker hat vielfach ernste Zweifel darüber erregt, ob es nicht specifische Unterschiede unter den einzelnen Menschenstämmen gebe. Diese Zweifel werden dadurch unterstützt, daß die vielen und zum Theil angestrengten Versuche, die man gemacht hat, um niedrig stehende Völker einer höheren Stufe der Entwickelung entgegenzuführen, fast ohne Ausnahme gescheitert sind und daß selbst die dauernde Berührung, in welcher jene in vielen Fällen mit civili-

sirten Menschen gelebt hatten, wenig oder nichts für diesen Zweck geleistet hat. Wie Lehre und Beispiel, so sind selbst die eigenen bitteren Erfahrungen, die solche Völker oft in vollem und übervollem Maaße zu machen gehabt haben, spurlos an ihnen vorübergegangen und haben sie zu keiner Art von kräftiger Thätigkeit zu spornen vermocht, durch die sie sich aus dem Elende herauszuarbeiten oder wenigstens von dem Untergange zu retten im Stande gewesen wären. Auf diese Thatsache bauend hat man einen Unterschied zwischen activen und passiven Menschenstämmen machen zu müssen geglaubt, deren erstere aus eigenem inneren Triebe und mit selbstständiger Kraft die Arbeit der Civilisation übernehmen und in spontaner Entwickelung die Urheber alles geistig Großen und Bedeutenden sind, das je von dem Menschengeschlechte zu Tage gefördert worden ist, während die anderen von Natur und darum unveränderlich geistesträge und apathisch immer in demselben thierähnlichen Zustande verharren, oder höchstens durch den Antrieb jener höheren Menschenklasse so weit in Bewegung gesetzt werden, daß sie sich die ihnen dargebotenen oder vielmehr aufgedrungenen Culturelemente in beschränktem Maaße aneignen (Klemm, A. Wuttke).

Zu diesen psychologisch-historischen Gründen gegen die Einheit des Menschengeschlechtes als Art kommen einige Resultate linguistischer Untersuchungen, die wenigstens eher geeignet sind, sie noch zu verstärken als abzuschwächen. Die Zeit ist vorüber, da man noch nach einer gemeinsamen Ursprache der Menschheit suchte und diese etwa im Hebräischen zu erkennen glauben konnte. Zwar ist wohl noch lange nicht die Hälfte der Sprachen der Erde in feste Classen zu ordnen und ihre Verwandtschaftsgrade zu bestimmen gelungen, aber die Verschiedenheit des Baues in allen wesentlichen Punkten, die sich an einer größeren Anzahl derselben nachweisen läßt, berechtigt den Sprachforscher zu dem Urtheile, daß jeder Versuch, sie aufeinander zurückzuführen oder aus einer einzigen Quelle abzuleiten ein thörichtes Unternehmen sein würde, und zwar ist es nicht sowohl der Mangel an gänzlicher Uebereinstimmung in den Wörtern der verschiedenen Sprachen welcher dieß als unmöglich erscheinen läßt, als vielmehr die grundverschiedene Art und Weise, auf welche diese in ihnen zum Ausdrucke des Gedankens im Satze verwendet werden — eine Verschie-

denheit, die weit tiefer greift als die der Wörter allein, da die Art der Veränderung und Verbindung der letzteren zum Zwecke des Gedankenausdruckes in jeder Sprache etwas weit Festeres und Beständigeres sein muß als die Wörter selbst.

Endlich fehlt es auch nicht an einer Reihe von anatomisch-naturhistorischen Gründen, welche die Einheit des Menschengeschlechtes als unannehmbar haben erscheinen lassen. Die Differenzen, durch welche sich die physischen Charaktere der einzelnen Hauptstämme von einander unterscheiden, sind, wie manche Naturforscher glaubten, bedeutend und constant genug, um sie für specifisch erklären zu dürfen. Namentlich gilt dieß von dem Schädel, dessen Typus in Folge seiner nahen Beziehung zu dem Gehirn und den Geistesthätigkeiten, ohne Frage unter die wichtigsten anatomischen Kennzeichen des Menschen gehört. Der seitlich platte, von oben nach unten lang gestreckte Schädel des Negers mit vorstehendem Untergesichte, der massiv viereckige des Mongolen mit breitem Gesichte, der zum schönen Oval abgerundete des Europäers bezeichnen die äußersten Verschiedenheiten, die sich unter allen Verhältnissen gleichmäßig zu reproduciren scheinen. Zeigen sich Hautfarbe und Haar vielleicht auch nicht ganz so unveränderlich, als die Schädelform, so ist doch der Grad ihrer Beharrlichkeit auch unter veränderten Umständen sehr beträchtlich und ihre Verschiedenheit bei den einzelnen Menschenstämmen bekanntlich sehr bedeutend. Man hat ferner darauf hingewiesen, daß weit erheblichere Unterschiede, die sich innerhalb einer Thiergattung finden, für hinreichend gelten, die Annahme der Artverschiedenheit zu rechtfertigen. Das bisweilen vorkommende spontane Aussterben der Mischlinge verschiedener Menschenstämme und ihre freiwillige Rückkehr zu den Stammtypen, der sogenannte Rückfall, sollte nicht minder für einen specifischen Unterschied sprechen als die Unfähigkeit mancher ungemischten Völker der Versetzung in ein anderes Klima auf die Dauer zu widerstehen, wie man namentlich von dem Neger und Nordeuropäer behauptet hat, wenn sie ihre Wohnsitze mit einander vertauschen. Legte man endlich noch die offenbare mannigfaltige Affenähnlichkeit des Negers in die Wagschale zu Gunsten der Artverschiedenheit, so schien diese, namentlich bei dem Mangel eines zweifellos und allgemeingiltig festgestellten Begriffes der Art im zoologischen Sinne, ein ganz entschiedenes Uebergewicht erhalten zu müssen.

Die nähere Prüfung der angeführten Hauptpunkte, auf die wir uns hier allein beschränken, soll unsere fernere Aufgabe sein.

Die angegebenen Gründe gegen die Einheit des Menschengeschlechtes mögen auf den ersten Blick als schlagend genug erscheinen. Sie stützen sich großentheils auf hinreichend sicher stehende Thatsachen, denen sich andere, welche für die gegentheilige Behauptung sprächen, schwerlich in gleich augenfälliger Weise gegenüberstellen lassen werden — und doch wird eine genauere Untersuchung zeigen, daß die letztere, die Arteinheit, mehr für sich hat als die Artverschiedenheit. Thatsachen sind nicht immer unzweideutig, ihre Beweiskraft ändert sich nicht selten bei verschiedener Beleuchtung, und vieles hängt dabei von den Gesichtspunkten ab, unter welche man die Hauptfrage stellt auf die sie Antwort geben sollen.

So verhält es sich hier.

Die Untersuchung über die Einheit des Menschengeschlechtes muß vor Allem die Einheit des Ursprunges, die Abstammung von einem Paare, von der Einheit der Art unterscheiden. Beide, obgleich oft verwechselt, sind nicht nur nicht identisch, sondern verhalten sich zu einander wie Besonderes und Allgemeines: man ist befugt von der ersteren auf die letztere zu schließen, nicht aber umgekehrt von dieser auf jene. Stammen alle Menschen von demselben Elternpaare, so kann kein Zweifel darüber sein, daß es keine specifischen Verschiedenheiten unter ihnen gibt, und wenn wir jenes darthun könnten, würden wir dadurch alle Thatsachen, die man für die Artverschiedenheit anführen möchte, durch einen positiven Gegenbeweis entkräften. Schwerlich aber wird sich ein solcher jemals entdecken lassen, ja es läßt sich die Einheit der Abstammung überhaupt kaum wahrscheinlich finden.

Kinder haben keine Erinnerung von den Umständen, welche ihre Geburt begleiteten, es müssen erst Jahre verfließen, bis sie dahin gelangen, einige Ereignisse ihres früheren Lebens in der Erinnerung festzuhalten — und doch hat man gemeint in den Traditionen über die Abstammung von einem Elternpaare und über große Wasserfluthen in alter Zeit, wie sie sich bei sehr vielen Völkern gleichmäßig finden, eine Erinnerung an ihre Urgeschichte und an die Schöpfung selbst erkennen zu müssen, wie sie von den mosaischen Büchern erzählt wird. Aber abgesehen von der Abenteuerlichkeit einer solchen Annahme,

abgesehen auch von der Dunkelheit und Unbestimmtheit, die solchen Sagen fast immer eigen ist, kann die Uebereinstimmung wohl eben nicht wundern, mit welcher viele Völker von einem ersten Menschenpaare abstammen wollen, während eben so viele andere vom Raben, vom Wolfe, von einem Baume, aus einer Erdhöhle u. s. f. ihren Ursprung herleiten.

Ueberall wo verwickelte Erscheinungen erklärt werden sollen, ist es unser natürliches und nothwendiges Bestreben, nach möglichst einfachen Voraussetzungen zu suchen, aus denen sie sich ableiten lassen. Wir neigen uns darum immer am leichtesten und liebsten den Ansichten zu, welche in ihrem letzten Grunde zur Einheit und Einfachheit zurückführen. Diese subjective Maxime, welche unsere Liebe zur Systematisirung der Gedanken zu befriedigen verspricht und vor Allem für die wissenschaftliche Heuristik von hohem Werthe ist, stürzt uns, wie schon Baco von Verulam sehr treffend gezeigt hat, voreilig und unbehutsam angewendet, in die mannigfaltigsten Irrthümer. Wir werden schwerlich irre gehen, wenn wir ihr nächst der biblischen Erzählung den hauptsächlichsten Antheil an dem Umstande zuweisen, daß man auch in der Wissenschaft sich einer gewissen Vorliebe für die Abstammung von einem Paare bis in die neueste Zeit nicht hat entschlagen können. An Thatsachen und selbst an Analogieen, durch die sie sich unterstützen ließe, fehlt es gänzlich, wie sich dieß nach der Natur des Gegenstandes nicht anders erwarten läßt. Im Gegentheile, es scheinen ihr eher die uns bekannten Analogieen zu widerstreben, obwohl zugleich eingestanden werden muß, daß diese letzteren eben nicht sehr schwer ins Gewicht fallen. Der Stand der Sache ist nämlich folgender.

Die Annahme, daß die Continuität der Naturentwickelung im Ganzen und Großen irgendwo und irgendwann einmal unterbrochen gewesen sei, widerstreitet der Natur unserer Erkenntniß ebensosehr als die beschränktere Voraussetzung, daß in irgend einem einzelnen Falle der nothwendige Zusammenhang zwischen Ursache und Wirkung fehle. Deßhalb müssen wir an dem Satze unbedingt festhalten, daß der Mensch, obgleich seine Entstehungsweise uns gänzlich unbekannt ist, einen natürlichen d. h. einen solchen Ursprung gehabt habe, welcher durch den auch sonst in der Natur herrschenden Causalzusammenhang

allein bedingt war, und wenn wir von einer Schöpfung des Menschen reden, so kann dieß wissenschaftlich nur so verstanden werden, daß wir einerseits unsere vollständige Unwissenheit über die Entstehung des Menschen dadurch bezeichnen, und andererseits, wie für Alles in der Natur, was uns deren weise und unsere Begriffe weit übersteigende Planmäßigkeit ahnen läßt, so auch hier eine höchste Intelligenz als Gesammtursache anzuerkennen uns gedrungen fühlen. Schließt nun dieses Letztere das Bestreben nicht aus, nach dem Zusammenhange der natürlichen Ursachen zu forschen (was von jeher nur von der Faulheit behauptet worden ist), und ist dieser Zusammenhang durchgängig ein ununterbrochener, continuirlicher, so scheinen wir der Folgerung nicht entgehen zu können, daß die Menschen zunächst von den Affen stammen als von den menschenähnlichsten Wesen der Erde. Soviel Demüthigendes und vielleicht selbst Niederschlagendes eine solche Genealogie für manchen auch haben möchte, so viel weniger annehmbar würde es doch in jeder Rücksicht sein, den „Herrn der Schöpfung" etwa von einer andern Klasse von Thieren oder gar aus dem Schlamme stammen zu lassen.

Gegen eine solche Ansicht, bei welcher natürlich von einem ersten Elternpaare keine Rede mehr sein könnte, spricht indessen mehr als bloß unser Gefühl. Zwar hat neuerdings ein bedeutender englischer Naturforscher*) mit eingehenden Studien zu beweisen gesucht, daß alle jetzt noch vorhandenen Thierarten nur durch Umwandlung älterer Typen entstanden seien, indem gewisse Individuen, die den letzteren angehörten, in Folge einer Veränderung ihrer Lebensweise, welche ihnen durch veränderte äußere Umstände aufgedrungen wurde, selbst organisch umgebildet und so zu den Stammeltern neuer Arten wurden — eine Lehre, welche die Abstammung des Menschen von den Affen uns folgeweise an die Hand gibt und weiterhin zu dem allgemeineren Satze führt, daß alle organischen Wesen ursprünglich „von einem Primordialgebilde herstammen, welchem zuerst Leben eingehaucht wurde." Indessen finden diese Ansichten, so großen Beifall dem

*) Darwin, On the origin of species by means of natural selection, London, 1859.

Werke Darwin's auch allerwärts zu Theil wird, bei den Naturforschern keine beistimmende Aufnahme. Die Festigkeit, welche die typischen Formen der Arten zeigen, ist so groß und durch eine solche Menge unzweideutiger Thatsachen bewährt, daß sie bisher als Grundgesetz für die beschreibende Naturwissenschaft gegolten hat, und es scheint nicht, daß ihr durch Darwin's Untersuchungen eine erhebliche Erschütterung widerfahren werde, zumal da die ganze bis jetzt bekannte fossile Thierwelt überall nur bestimmt gesonderte Arten ohne zwischenliegende Uebergangsformen erkennen läßt, wie wir sie zu finden erwarten müßten, wenn jene Hypothese richtig wäre, und die ältesten Gebirgsformationen nur thierische Wesen einschließen, deren Grundplan identisch ist mit demjenigen nach welchem wir alle späteren, mit Einschluß der jetzt lebenden, angelegt sehen.

Demnach sind wir noch weit davon entfernt, es für einen wissenschaftlich begründeten Satz ausgeben zu dürfen, daß der Affe der Stammvater des Menschen sei und daß folglich von Einheit des Ursprungs für diesen letzteren keine Rede sein könne. Wir haben uns vielmehr unumwunden einzugestehen, daß wir über diesen Ursprung durchaus nichts Näheres, sei es auch nur mit Gründen der Wahrscheinlichkeit festzustellen vermögen und daß also die Abstammung von einem Paare nach dieser Seite hin durchaus eine offene Frage bleibt.

Nicht anders verhält es sich in Bezug auf den Umstand, daß manche Thiere vermöge ihrer physischen und psychischen Eigenthümlichkeiten auf ein Zusammenleben in Herden oder Schwärmen angelegt sind, wie z. B. die Bienen, Ameisen u. a., daher sie auch ursprünglich nicht paarweise, sondern sogleich in Menge auftreten mußten. Mag man nun auch zugeben, daß der Mensch ebenfalls von Natur, wie Aristoteles sagt, ein ζῷον πολιτικόν, zu einem gesellschaftlichen Vereinleben bestimmt sei, so würde sich doch ein Volk ebensowohl von einem Paare aus als von vielen entstanden denken lassen, nur daß wir keinen Grund haben, das Erstere für wahrscheinlicher zu halten als das Andere, weil die Mächte, die ein Menschenpaar in's Leben riefen, schwerlich von so beschränkter Art, von so ganz localer Wirksamkeit waren und nur zu so seltener und ausnahmsweiser Thätigkeit gelangten, daß sie ein zweites und drittes Paar hervorzubringen nicht vermochten. In höherem Grade un-

wahrscheinlich ist es aber, daß die Existenz des Menschen und seines ganzen Geschlechtes, des vollendetsten Werkes der irdischen Schöpfung zu irgend einer Zeit an so schwachen Fäden gehangen haben sollte, daß geringe und häufig eintretende Wechselfälle der verschiedensten Art es hätten bedrohen und für immer zerstören können. Die weise Vorsorge, die wir in der Natur für die Erhaltung der Arten und ihres Gleichgewichtes gegen einander durch die mannigfaltigsten Mittel getroffen sehen, scheint uns die Annahme zu verbieten, daß es eine Zeit gab, zu welcher das Menschengeschlecht, das von Anfang an mit verderblichen Naturgewalten zu kämpfen hatte, nur aus zwei oder überhaupt nur aus einigen wenigen Individuen bestand.

Auch die Schwierigkeit der Verbreitung der Menschen über alle Theile der Erde von einem Punkte aus läßt sich für die Verschiedenheit des Ursprunges geltend machen. Will man nicht zu abenteuerlichen, durch keine Thatsache zu begründenden Hypothesen greifen, will man nicht behaupten, daß ein großer Theil der am tiefsten stehenden Völker in alter Zeit im Besitze wichtiger Kenntnisse und Künste gewesen sei, von denen sich jetzt keine Spur mehr bei ihnen zeigt, oder voraussetzen daß die Erde schon zu einer Zeit reich bevölkert war, da ihre Oberfläche noch nicht ihre jetzige Gestalt besaß und die Menschen ohne Schiffe auf Wanderungen zu Lande einen großen Theil der Inseln zu erreichen im Stande waren, die später durch das Zerfallen eines großen Continents gebildet wurden, so ist unerklärlich, auf welche Weise namentlich Neuholland nebst vielen der umliegenden Inseln seine Bewohner erhielt, denn sowohl hier als auch auf mehreren Inseln des ostindischen Archipels wohnen schwarze, negerartige Menschen, die theils gar keine theils so schlechte Kähne besitzen, daß sie eine längere Fahrt mit denselben über den Ocean niemals unternehmen. Für so kühne Schiffer freilich wie die Fidschiinsulaner, Sandwichinsulaner, Tahitier und andere Polynesier bestand diese Schwierigkeit nicht, aber sie erneuert sich in Bezug auf die eingeborene Bevölkerung von Amerika, obgleich nicht in Abrede gestellt werden mag, daß sowohl ein Vordringen der Ostasiaten nach den Aleuten in's Bereich der Möglichkeiten gehört, als auch mehrere Fälle von Japanesen und Sandwichinsulanern, welche in die Gegend der Columbia-Mündungen verschlagen worden sind, thatsächlich feststehen.

Nimmt man endlich noch die Grundverschiedenheit des Sprachbaues, die erheblichen Differenzen der Körperformen und die Geschiedenheit der weißen und schwarzen Race durch das Klima hinzu, die wir früher erwähnten, so wird man die Einheit des Ursprunges. wenn auch nicht für unmöglich, doch für unwahrscheinlich erklären müssen.

II.

Anders steht es mit der Frage nach der Einheit des Menschengeschlechtes als Art. Wir wollen mit Rücksicht auf sie die früher angegebenen Einwürfe jetzt einzeln durchgehen.

Zuvörderst dürfte allgemein zugegeben werden daß, wenn es active und passive Völker in dem Sinne gäbe, daß die einen sich aus eigenem Triebe und eigener Kraft civilisiren, die anderen aber ohne fremde Anregung ewig im Zustande der Rohheit beharren, wirklich zwei verschiedene Menschenspecies vorhanden wären. Denn es wird sich nicht bestreiten lassen, daß dieser Unterschied zwischen ihnen ein höchst wesentliches Merkmal träfe, ja wir dürfen behaupten, er träfe das wichtigste von allen, weil das Wesen des Menschen vor Allem in der Höhe seiner geistigen Entwickelungsfähigkeit zu suchen ist, und er träfe auch das unzweideutigste, weil es unzweifelhaft für die Einheit der Art maaßgebend wäre, gleichviel mit vielen Schwierigkeiten im Allgemeinen die Feststellung des Artbegriffs verbunden sein mag.

Es ergibt sich hieraus von selbst, wie einseitig und ungenügend die Behandlung der Frage nach der Einheit des Menschengeschlechtes ausfallen muß, wenn man sie, wie dieß so oft geschehen ist, als ein Problem ansieht, dessen Lösung ausschließlich der Zoologie zustehe. Allerdings ist es richtig, daß die letztere einen Beitrag zu demselben zu liefern hat, der durchaus unentbehrlich ist, nicht minder, daß es bisher vorzugsweise Zoologen und andere Naturforscher gewesen sind, die sich mit diesem Gegenstande beschäftigten — fast könnte man sagen, daß sie sich desselben bemächtigten; aber ohne die Verdienste zu verkennen, die sie sich auf diesem Gebiete erworben haben, muß doch hervorgehoben werden, daß durch eben diesen Umstand der Mangel an Vielseitigkeit herbeigeführt worden ist, an welchem die Betrachtung dieses Gegenstandes bis jetzt ge-

litten hat. Die fast gänzliche Vernachlässigung der psychologisch-historischen Seite desselben konnte nicht ausbleiben, da Geschichtsforscher sich an dieser Untersuchung bisher fast gar nicht betheiligt haben, obgleich, wie wir bemerkten, der Natur der Sache nach die Hälfte dieser Aufgaben ihnen zufällt; denn wie immer die Entscheidung über den zoologischen Speciesbegriff und dessen Anwendung auf die verschiedenen Menschenstämme auch ausfallen mag, ob die Menschen alle eines oder verschiedenen Wesens seien, dieß wird zuletzt doch nur davon abhängen, daß sie bei gehöriger Berücksichtigung von Zeit und Umständen als Völker entweder zu nahe gleichen oder nur zu sehr ungleichen geistigen Leistungen befähigt erscheinen.

Aus diesem, wie uns scheint, schlechthin unwiderleglichen Satze ergibt sich von selbst die natürliche Folge, in der wir die verschiedenen Seiten der Frage zu betrachten haben. Wir prüfen zuerst die Gründe, welche die zoologische und naturhistorische Untersuchung zu liefern vermag, werfen dann einen Blick auf die linguistische Entwickelung, und gelangen zum Abschluß durch die Erörterung der psychologisch-historischen Momente.

Bei der ersten, der natur-historischen Frage, sind es vor Allem die Schwierigkeiten des Artbegriffes, welche der Lösung des Problems im Wege stehen, und auf die wir also unsere Aufmerksamkeit zunächst richten müssen.

Allgemein zugegeben ist, daß den Umfang einer jeden Art die sämmtlichen Individuen ausmachen, welche in allen ihren wesentlichen Merkmalen einander gleich sind, und daß daher der Artbegriff die constante Verbindung der letzteren oder die feste typische Form bezeichnet, zu welcher wir die wesentlichen Merkmale in der Natur immer vereinigt sehen. Mögen wir uns nun diese Festigkeit des Typus als eine absolute, oder mit Darwin nur als eine relative denken, so daß die Arten selbst erst im Laufe der Zeit durch Umbildung auseinander hervorgegangen wären, der Begriff der Art bleibt derselbe, nur die Sphäre seiner Anwendung ist in beiden Fällen verschieden, denn die relative Unveränderlichkeit der Typen, welche gegenwärtig bestehen und sich unter den jetzigen Verhältnissen gleichmäßig forterhalten, bleibt dabei unerschüttert.

Ist nun zwar der Begriff der Art als des constanten Complexes

wesentlicher Merkmale, die in der Natur miteinander verbunden vorkommen, an sich ohne Schwierigkeit, so gestaltet sich die Sache doch anders, sobald es sich um seine Anwendung handelt. Es besitzen nämlich selbst die ähnlichsten Individuen gewisse Verschiedenheiten und stellen die typische Form der Art immer auf eigenthümlich nüancirte Weise dar — es gibt Varietäten —, und diese Abweichungen zeigen im Laufe der Generationen nicht selten eine gewisse Dauer und Festigkeit — es gibt Racen innerhalb der Art. Um daher in einem besonderen Falle angeben zu können, welche Individuen zu derselben Art gehören, müssen wir wissen, an welchen Kennzeichen die letztere von der permanenten Varietät oder Race zu unterscheiden ist. Ein solches Kennzeichen hat man häufig in den Artbegriff selbst aufnehmen zu müssen geglaubt, und erst dadurch ist er schwierig geworden.

Eine fernere Schwierigkeit entsteht, wenn man, wie seit Cuvier und auf Veranlassung des von ihm aufgestellten Artbegriffes häufig geschehen ist, die Frage nach gemeinsamer Abstammung in die nach der Art hineinzieht und dadurch eine Verwickelung schafft, die nicht nur unnöthig ist, sondern auch die Untersuchung dieses Gegenstandes auf eine falsche Bahn lenkt.

Nach Cuvier nämlich ist die Art der Verein aller der Individuen, welche voneinander oder von gemeinsamen Eltern abstammen und derer, die ihnen so stark gleichen, als diese einander selbst, d. h. so stark als Eltern und Kinder. Diese Auffassung des Artbegriffes, welchem die größte Anerkennung und Verbreitung zu Theil geworden ist, bringt von Baer, der sie ebenfalls adoptirt, auf den einfachsten Ausdruck, indem er sagt, die Art sei „die Summe von Individuen welche durch Abstammung verbunden sind oder sein könnten". Folgt nun zwar aus Einheit der Abstammung Einheit der Art, so würde sich doch über die letztere in allen Fällen fast gar nichts Bestimmtes sagen lassen, wenn die Entscheidung über sie von der ersteren allein abhinge, denn über die ersten Stammeltern der jetzigen Thier- und Menschengeschlechter wissen wir nichts, und überhaupt verdient es entschiedene Mißbilligung, daß man die Begriffe von Stamm und Art in der bezeichneten Weise miteinander identificirt, weil die Einheit des Stammbaumes mit der Constanz der wesentlichen Merkmale oder der Typen überhaupt nur insofern etwas zu schaffen hat, als die Erfah-

rung lehrt, daß es die Fortpflanzung ist, vermittelst deren sich die letzteren erhalten. Dabei bleibt es aber nicht allein sehr wohl denkbar, sondern ist nicht einmal unwahrscheinlich, daß Wesen von gleichem Typus an verschiedenen Orten und zu verschiedenen Zeiten, also ohne alle Stammverwandtschaft, entstanden sind. Der Zusatz aber, daß Individuen, die zu derselben Art gerechnet werden sollen, einander so stark gleichen sollen als Eltern und Kinder, ist zu vag und unbestimmt, um eine präcise Anwendung zuzulassen, und erregt die für jene Auffassung so bedenkliche Frage, ob denn stammverschiedene Individuen, wenn sie diesen hohen Grad der Aehnlichkeit dennoch besitzen, zu derselben oder zu verschiedenen Arten gehören sollen?

Es scheint demnach dringend nöthig, die Begriffe von Stamm und Art streng zu sondern. Nur so ist es möglich, der Untersuchung die erforderliche Klarheit zu erhalten.

Die fernere Aufgabe, ein Kennzeichen zu finden, das uns in den Stand setze, die Art von der Race mit Sicherheit zu unterscheiden, läßt Cuvier's Bestimmung unberührt. Man hat sie auf mancherlei Weise zu lösen versucht, doch ist es bis jetzt nicht auf allgemein befriedigende Weise gelungen.

Den meisten Beifall findet noch jetzt das von Buffon aufgestellte Kriterium, die unbeschränkte Fruchtbarkeit: alle Individuen, die miteinander fruchtbar sind, und Nachkommen erzeugen, welche in derselben Weise befähigt sind, ein Geschlecht von unbegrenzter Dauer zu begründen, sind demnach höchstens als racenverschieden, nicht als artverschieden anzusehen. Der entschiedenste Gegner dieses Satzes ist gegenwärtig Agassiz*), welcher in ihm eine petitio principii zu sehen glaubt. Der Zweifel, meint er, treffe eben die Frage, ob nicht trotz unbeschränkter Fruchtbarkeit, die sich mischenden Typen wesentlich verschieden sein und aus ihrer Mischung neue permanente typische Formen hervorgehen könnten. An diese Möglichkeit aber wollen die meisten Naturforscher nicht glauben, und Agassiz selbst ist dieser Annahme nicht einmal zugethan, sondern hält daran fest, daß die Charaktere der Arten unveränderlich seien.

*) Essay on classification. Lond. 1859.

Er thut daher sehr unrecht, seinen Einwurf gegen jenes Kriterium so schneidend auszudrücken, denn es ist eben nicht ein theoretischer Lehrsatz, sondern eine Thatsache der Erfahrung, daß die organischen Wesen ihre constanten Typen nur durch unbeschränkte Fortpflanzung erhalten, und die Constanz derselben würde unbegreiflich sein, wenn Mischlinge verschiedener Arten (Bastarde) in der Natur nicht allein häufig entständen, sondern auch ihren eigenen Typus dauerhaft zu vererben im Stande wären. Dagegen pflegen sich sogar innerhalb derselben Art in der Freiheit vorzüglich die Thiere zu paaren, die einander individuell am ähnlichsten sind, die Erzeugung von Bastarden aber erfordert abnorme Umstände, und die Regel ist, daß sie aussterben in Folge von Unfruchtbarkeit.

Ist demnach das Kriterium der Fruchtbarkeit allerdings von hohem Werthe, so kann doch nicht geläugnet werden, daß es auch seine Mängel hat. Sie liegen wohl weniger in dem Zweifel über das Verhalten der Bastarde in dieser Rücksicht, als darin, daß es vielleicht auch Racen und gewiß bloße Varietäten gibt, die keine unbeschränkte Fruchtbarkeit untereinander besitzen, daß unter Umständen auch Arten durch Unfruchtbarkeit gänzlich aussterben, und daß endlich sich nicht angeben läßt, durch wie viele Generationen sich die Fruchtbarkeit bewähren müsse, um zu dem Schlusse zu berechtigen, daß die betreffenden Individuen zu derselben Art gehören.

Daher muß es willkommen sein, in dem sogenannten Rückfalle noch ein weiteres unterscheidendes Merkmal von Art und Race zu finden. Da nämlich überhaupt die im Laufe der Zeit entstandenen Abweichungen vom Typus der Art unter veränderten Umständen wieder zu verschwinden pflegen, ist man berechtigt nur diejenigen Typen als Arten anzusehen, welche ihre Selbstständigkeit dadurch beweisen, daß andere, die bloßen Varietäten, unter gewissen Verhältnissen in sie zurückfallen, während sie ihrerseits unter keinen Umständen in andere Formen übergeführt werden können. Gegen den Rückfall als Kennzeichen von Art und Race ist, wo er wirklich eintritt, allerdings nichts einzuwenden, aber er ist nicht häufig genug, um eine mehr als beschränkte Anwendung zuzulassen, und außerdem bleibt es möglich, daß, wie z. B. v. Baer anzunehmen geneigt ist, bloße Varietäten, die unter besonderen Umständen entstanden sind, die Festigkeit und Dauer

erlangen, die wir sonst nur den Arten zuschreiben, so daß neu sich bildende Abweichungen auch zu den fixirten Formen dieser Varietäten wieder zurückfallen. Ja diese letztere Einwendung ist von noch größerer Tragweite, denn wenn es auch im Allgemeinen richtig ist, daß alle erst im Laufe der Zeit entstandenen Abweichungen von der typischen Form der Art auch durch die Einwirkung äußerer Einflüsse wieder verschwinden können (Blumenbach's Kriterium), so ist doch die Ausnahmslosigkeit dieser Regel nicht bewiesen, und wäre sie es, so würde gleichwohl oft sehr schwer zu entscheiden sein, ob vorliegende Differenzen unter sie zu subsumiren seien oder nicht.

Weniger Günstiges ist von der Art zu sagen, auf welche Blumenbach die Analogie benutzt hat, um Art und Race zu unterscheiden, denn wenn auch zugestanden wird, daß die Einflüsse des Klima's, der Nahrung, Lebensweise und anderer Umstände weit beträchtlichere Veränderungen an manchen Hausthieren hervorgebracht haben, als die Verschiedenheiten sind, welche zwischen den einzelnen Menschenstämmen bestehen, so folgt für die Arteinheit der letzteren daraus noch nichts, weil gar nicht nachweisbar ist, daß wir zu dieser Analogie berechtigt sind und weil dieser die bekannte Thatsache entgegensteht, daß sich die Wirksamkeit jener äußeren Einflüsse auf die verschiedenen Thierarten sehr verschieden verhält. Die Größe der Variabilität oder der Variationskreis einer jeden Art organischer Wesen scheint vielmehr nirgends im Allgemeinen bestimmbar und aus allgemeinen Gesetzen ableitbar zu sein, sondern speciellen Gesetzen zu folgen, die nur das Detailstudium jeder einzelnen Art selbst an die Hand geben kann. Daher gelten für eine Thierspecies dieselben Merkmale für specifisch, die sich an einer andern variabel zeigen; für die eine ist wesentlich und entscheidend, was für eine andere zufällig und bedeutungslos ist.

Demnach sind wir genöthigt, uns mit mangelhaften Kennzeichen von Art und Race zu begnügen, da es ein vollgültiges nicht gibt, das sich zugleich in allen Fällen anwenden ließe.

Die Untersuchung über die Einheit des Menschengeschlechtes als Art wird dem Vorstehenden zufolge hauptsächlich auf die Frage zurückkommen, ob die größten anatomischen und physiologischen Verschiedenheiten, die sich an den Menschenstämmen finden, beträchtlich bedeutender sind, als die Veränderungen, die durch Klima, Lebensweise

und andere modificirende Umstände an ihnen hervorgebracht werden oder nur nahezu ebenso groß, ob und wie weit sie sich constant zeigen oder nicht, ob die vorhandenen Kriterien von Art und Race der Arteinheit oder der Artverschiedenheit günstiger sind.

Beginnen wir von dem letzten Punkte, so kann wenig zweifelhaft sein, daß er weit stärker für die Einheit der Art als gegen sie spricht.

Daß im Allgemeinen die verschiedenen Menschenstämme unter sich unbeschränkt fruchtbar sind, scheint die große Zahl von Mischlingen und Mischlingsvölkern zu beweisen, die sich allerwärts finden. Sie ist so bedeutend, daß man nicht ohne Grund zweifeln kann, ob es ein wahrhaft ungemischtes Volk überhaupt auf der Erde gibt, und sollte dieß der Fall sein, so ist zu vermuthen, daß es sich in diesem Zustande nicht lange Zeit mehr wird erhalten können. Dazu kommt noch, daß die Ueberführung der verschiedenen Typen in einander durch fortgesetzte Mischung der Stammracen vollkommen gelingt, wie eine Menge unbestrittener Erfahrungen beweisen: die Mischlinge zeigen also nicht das Verhalten der Bastarde sondern das der Nachkommen verschiedener Racen, und die Stammtypen besitzen nicht die feste Constanz und strenge Geschiedenheit der Arten, sondern sind durch flüssige Uebergangsformen mit einander verbunden, welche darauf hinweisen, daß wir sie vielmehr für Varietäten derselben Art zu halten haben. Wenn sich nicht alle Mischlingsracen gleich lebenskräftig erweisen, so ist dieß kein Einwurf gegen die eben ausgesprochene Ansicht, denn ganz dasselbe gilt von den einzelnen Menschen und von ganzen Völkern auch da, wo wir keine Ursache haben, dieß etwa als eine Folge der Mischung anzusehen, und überdieß ist der Sachverhalt dieser, daß keineswegs alle, sondern nur einige Arten von Mischlingen der körperlichen Rüstigkeit ermangeln, durch welche andere sich auszeichnen. Daß es solche Incompatibilitäten unter Völkern gibt, kann so wenig wundern, als daß sie unter Individuen vorkommen. Jedenfalls sind sie verhältnißmäßig selten und wie man das Menschengeschlecht auch eintheilen möge, nie werden sich zwei Hauptabtheilungen finden lassen, von deren Mischung dieß als Regel gälte.

Man hat mehrfach die Behauptung aufgestellt, daß sich eine Mulattenbevölkerung auf die Dauer nur zu halten vermöge, wenn fortwährend eine Auffrischung des Blutes aus den Stammracen (Eu-

ropäer und Neger) stattfinde. Daß man in Nordamerica eifrig nach Gründen für eine solche Ansicht sucht, ist begreiflich; denn wenn sich beweisen läßt, daß die Mulatten sich wie Bastarde verhalten, so steht der specifische Unterschied des Europäers vom Neger außer Zweifel und die Berechtigung zur Sklaverei gewinnt eine neue Stütze. Aber eben dieses Verhältniß macht die Sache und ihre Vertreter verdächtig, die fast lauter Nordamericaner sind. Sie selbst sind indessen durch die Thatsachen genöthigt worden zuzugeben, daß die Mulatten in südlichen, hinreichend warmen Ländern eine hohe mittlere Lebensdauer besitzen und daß überhaupt diejenigen unter ihnen, welche von dunkelfarbigen Europäern stammen, von Franzosen, Spaniern, Portugiesen, äußerst lebenskräftig sind, während allerdings die von Engländern und anderen hellfarbigen Nordeuropäern entsprungenen öfters von schwächerer, zarterer Constitution zu sein scheinen. Bei dem großen Unterschiede des Klimas von Nordeuropa und Africa hat dieß nichts Befremdendes und beweist für die specifische Verschiedenheit der Weißen und Schwarzen eben so wenig, als der angeblich häufige Umstand, daß Kinder einer weißen Frau von einem Neger nur selten gedeihen. Die Mehrzahl der Zeugnisse spricht bis jetzt für die unbeschränkte Fruchtbarkeit der Mulatten untereinander. Hauptsächlich liefern Haiti und mehrere der nördlichen Provinzen von Brasilien Beispiele dafür welche schwer zu widerlegen sein dürften, denn von einer Verminderung dieser Mischlingsrace, die dort selbstständig für sich lebt, zeigt sich keine Spur.

Andere Fälle, welche sich anführen lassen um das Aussterben der Mischlinge und ihrem Rückfall zu den Stammtypen zu beweisen, sind so localer Natur, daß man nicht umhin kann, sie auf örtliche, klimatische Verhältnisse zurückzuführen, besonders da Menschen von derselben Abstammung sich anderwärts durchaus lebenskräftig zeigen: wie z. B. die Europäer selbst sich in Batavia nur wenige Generationen hindurch erhalten zu können scheinen, so erleben auch die Mischlinge von Holländern und Javanerinnen deren nicht viele, obwohl auf andern Inseln des ostindischen Archipels die gemischten Nachkommen der Holländer sich dauernd erhalten. Mexico, Nicaragua, Neu-Granada, Caracas, Paraguay und Chile beweisen, daß die Mestizen, welche aus der Verbindung der Europäer mit den eingebornen Americanern entspringen, einer selbstständigen Existenz in vollem Maaße

fähig sind, und ähnlich scheint es sich überall mit den Mischlingen zu verhalten, wo solche in Menge aufgetreten sind und für ihre besondere Constitution einigermassen günstige Lebensverhältnisse vorgefunden haben.

Will man mit Gobineau in der Mischung verschiedener Stämme den Keim eines naturnothwendigen Verderbens sehen, der dem Leben der Völker eingeimpft werde, so muß man gestehen, daß dieses Verderben großentheils mit einer völlig unmerklichen Langsamkeit fortschreitet; will man mit Nott die eigene Lebensfähigkeit der Mischlinge ganz in Abrede stellen, so läßt sich doch nicht leugnen, daß ihr Aussterben große Zeiträume erfordert, weit größere, als das Verschwinden anderer Bastarde. Besteht man nun gleichwohl auf einer specifischen Verschiedenheit zwischen den Hauptabtheilungen des Menschengeschlechtes, so behält man nur die Wahl zwischen zwei Behauptungen, die mit dieser Annahme selbst gleich unverträglich sind, daß nämlich entweder demnach das Klima, die Lebensweise und andere äußere Einflüße mächtig genug seien, um die specifischen Charaktere der einzelnen Menschenarten in alle die verschiedenen Typen umzubilden, welche den Völkern der Erde eigen sind, oder daß diese letzteren größtentheils einer fruchtbaren Mischung verschiedener Menschen-Species ihren Ursprung verdanken.

Fragen wir weiter, ob die Eigenthümlichkeiten der Arten, in welche man die Menschen eintheilt, sich in solchem Grade fest und unveränderlich zeigen, daß es gerechtfertigt erscheint, sie als specifisch unterschieden zu betrachten. Zuerst muß in Bezug hierauf schon der Streit ein ungünstiges Vorurtheil erwecken, der darüber herrscht, welche Glieder der Eintheilung als die hauptsächlichsten anzusehen und wie viele derselben anzunehmen seien. Blumenbach's 5 Racen (Neger, Malaien, Kaukasier, Americaner, Mongolen) finden sich von Cuvier auf 3 Hauptformen reducirt (Neger, Mongolen, Europäer), von andern zu sechs, sieben, elf und mehreren angeblichen Species erweitert, bis endlich von Einigen, die wo möglich aus jedem besonderen Volke eine eigene Menschenart machen möchten, eine noch gar nicht gezählte Menge behauptet wird. Die letztgenannte Ansicht, durch ihre Unbestimmtheit bequem und schwer angreifbar, läßt sich namentlich mit den Resultaten der Sprachforschung nicht vereinigen, welche abgesehen von Europa in einem großen Theile von Asien, in Süd-

afrika und Nordamerika die Verbreitung desselben Menschenstammes über große Länderräume bereits mit Sicherheit nachgewiesen hat. Die bedeutendste Blöße, die sie gibt, liegt aber im Grunde darin, daß sie offen und unumwunden die Unmöglichkeit anerkennt und ausspricht, das Menschengeschlecht in eine geschlossene Anzahl von Arten zu theilen, und daß sie die Unsicherheit und das Schwanken eingesteht, in das man unvermeidlich geräth, sobald man die specifischen Charaktere der angeblichen Menschenarten aufzustellen versucht.

Je mehrere Formen man als specifisch verschieden hinstellt, desto geringfügiger und, wir dürfen hinzufügen, desto mißlicher werden die Unterschiede; es kann alsdann von scharfer Trennung, wie sie der Artcharakter erfordert, um so weniger die Rede seyn. Daher hat sich Cuvier's Ansicht, vor Allem durch ihre Einfachheit und Präcision den größten Beifall erworben, und wir dürfen uns die Mühe ersparen, auf eine Prüfung jener vielgliedrigen Eintheilungen einzugehen: es ist klar, daß wenn die drei verschiedensten Typen, welche überhaupt vorkommen, nicht für besondere Arten gehalten werden können, dieß noch weniger in Rücksicht der minder verschiedenen statthaft ist.

Am stärksten und kenntlichsten sehen wir die Eigenthümlichkeit des Negers ausgeprägt. Indessen ist es in diesem Falle nicht das Augenfällige noch die absolute Größe seiner Verschiedenheit vom Europäer und Mongolen überhaupt die unser Urtheil über ihn zu bestimmen hat, sondern die Dauerhaftigkeit und namentlich die feste Abgrenzung seiner Charaktere gegen die der letzteren. In dieser Beziehung nun ist vor Allem zu beachten, daß es eine unrichtige Darstellung sein würde, wenn man sich das, was wir die Negerrace zu nennen pflegen, als eine Summe von Völkern denken wollte, die sich in Rücksicht auf ihre physischen Eigenthümlichkeiten alle etwa gleich weit von dem bekannten Typus des Europäers entfernten und unter sich wenigstens in allen den Hauptzügen übereinstimmten, die dem Neger als charakteristisch zugeschrieben werden. Verhielte es sich so, dann läge es allerdings nahe, den Negertypus als eine specifisch bestimmte Form zu betrachten. Statt dessen aber lehrt die Beobachtung daß von den eigentlichen Negerländern zuerst ganz Südafrika vom Aequator an bis zu den Hottentoten im Norden der Kapkolonie ausgeschlossen werden müssen, da sich in diesen Gegenden nur ausnahmsweise wahrhaft neger-

artige Menschen finden, die Hauptvölker aber, die dem Kafferstamme zugehören, eine Körperbildung zeigen, die sich bald durch schöner gewölbten und weniger seitlich platten Schädel, bald durch minder wolliges Haar, wenig oder gar nicht platte Nase, geringen Prognathismus und oft durch mehrere dieser Eigenthümlichkeiten zusammengenommen eben so stark vom Negercharakter entfernen, als sie sich dem des Europäers nähern. In den wahren Negerländern, die sich auf das Gebiet zwischen Senegal und Niger nebst den Reichen im Osten des Tsad-See's beschränken, begegnen wir ebenfalls einer großen Menge von Völkern, die keine eigentliche Negerphysiognomie, sondern weit edlere Formen besitzen, so namentlich die Jolofs, Fulahs und ein großer Theil der Mandingos. Eine große Menge anderer trägt zwar den allgemeinen Typus des Negers in leicht kenntlicher Ausprägung, aber die sämmtlichen Eigenthümlichkeiten, durch welche man diesen charakterisirt glaubt, finden sich auch hier nicht häufig beisammen. Am weißen Nil südlich von 6—8° n. B. verschwinden die Eigenthümlichkeiten der Neger mehr und mehr, und mit Ausnahme der Hautfarbe tritt eine immer stärkere Annäherung an europäische Formen hervor.

Der Negertypus ist also keine fest abgegrenzte, specifisch bestimmte, sondern eine fließende Form*), deren einzelne Züge zusammengestellt, ein Extrem bezeichnen, das zwar in der Wirklichkeit mehrfach vorkommt und sich sogar im Hottentoten und im Negrito der ostindischen Inseln gewissermassen karrikirt findet, in reiner Ausprägung aber eben so selten ist als die mannigfaltigsten Variationen und Abwandlungen desselben häufig sind. Ein großer Theil dieser Variationen ist zugleich so beschaffen, daß er Uebergangsstufen zu anderen Hauptformen, namentlich zu der des Europäers darstellt, und es würde nicht schwer sein, sie so zu ordnen, daß daraus die Flüssigkeit der Unterschiede vollkommen ersichtlich wäre. Wie man diese Thatsache auch deuten möge, man wird entweder den Mangel so fester Formen wie sie den Arten eigen sind unmittelbar eingestehen, oder die Völker von mittlerem Typus für Mischlingsvölker erklären und

*) Die genaueren Nachweise über mehrere der hier und im Folgenden aufgestellten allgemeinen Sätze lassen sich an dieser Stelle nicht geben.

zugeben müssen, daß deren Existenz schon durch ihre große Anzahl gegen die specifische Verschiedenheit der Stämme zeugt, aus denen sie entsprungen sind.

Dasselbe Verhältniß, welches zwischen dem Neger und Europäer stattfindet, sehen wir auch an den übriggn Haupttypen wiederkehren; die finnischen Völker bilden in Rücksicht ihrer Körperformen das hauptsächlichste Mittelglied zwischen dem Kaukasier und Mongolen, die Völker malaiischer Race in Verbindung mit den Alfurus und Papuas den Uebergang von der mongolischen Form zum Negrito. Dasselbe würde sich ergeben, wollten wir statt der drei Hauptracen Cuvier's die bekannten fünf Blumenbach's in ähnlicher Weise untersuchen, und letzterer selbst hat bereits den Malaien als Uebergangsform des Negers zum Kaukasier und den Amerikaner als Mittelglied zwischen Kaukasier und Mongolen bezeichnet. Nirgends fehlt es an solchen Uebergängen, ja diese lassen sich meist von einer extremen Form zur andern auf sehr mannigfaltige Weise machen.

Dieß ist nicht Alles. Es finden sich außerdem sehr ähnliche Typen bei weit entlegenen und jedenfalls einander stammfremden Völkern, und es kommen innerhalb einer jeden Race in einzelnen Beispielen Formen vor, die ihr selbst fremd sind. Die schöne Gesichts- und Schädelbildung der Georgier am Kaukasus hat die Veranlassung zu dem Namen der kaukasischen Race gegeben, obgleich sie nicht zum indogermanischen Stamme gehörten, auf den ihre Körperformen hinweisen. Die Hottentotten sind von einigen Ethnographen wegen ihrer Hautfarbe, Physiognomie und Schädelgestalt zur mongolischen Race gezählt worden; aus gleichem Grunde könnte man mehrere polynesische Völker für Stammverwandte der Europäer zu erklären geneigt sein, und wirklich liegt eine ganze Reihe von groben Irrthümern der Art vor, daß sorgfältige Beobachter, die zugleich voreilige Systematiker waren, im Vertrauen auf die Constanz der physischen Charaktere und deren beständige Vererbung die abenteuerlichsten Schlüsse über Völkerverwandtschaften gezogen haben. Es kann auf keine schlagendere Weise dargethan werden, wie unstatthaft es ist, aus zoologischen Merkmalen allein über die Einheit oder Verschiedenheit der Menschenstämme zu entscheiden.

Noch häufiger ist die andere Erscheinung, daß der Typus einer

Hauptrace in vereinzelten Beispielen innerhalb einer anderen vorkommt. Darf man dieß nicht so verstehen, als ob bisweilen vollkommene Neger unter den Mongolen oder Europäern geboren würden, so treffen wir doch bei den letzteren und durch Stammverwandtschaft mit ihnen verbunden nicht selten Menschen, welche die Kennzeichen der Negerrace mehr oder weniger vollständig an sich tragen und, abgesehen von der Hautfarbe, in dem Grade negerähnlich sind, daß sie von jedem Beobachter der ihnen in Afrika begegnete, für wirkliche Neger gehalten werden müßten. Unter den Chinesen und Tungusen kommen bisweilen europäische Physiognomieen vor, bei den Botokuden in Südamerika und bei den Polen dagegen ist man öfters auf Menschen gestoßen, welche eine entschiedene Chinesenähnlichkeit zeigten, und der Neu-Zealänder gleicht oft in allen Hauptzügen den Eingeborenen von Nordamerika. Blondes und rothes Haar, blaue, grünliche und lichtbraune Augen, heller Teint gehören der Regel nach ausschließlich der weißen Race an, während allen übrigen schwarzes oder dunkelbraunes Haar, Augen von gleicher Farbe und gelbe bis schwarze Haut eigen ist; aber auch in dieser Hinsicht finden sich Ausnahmen, wie es scheint, bei allen Völkern. Es fehlt auch hier an der festen Abgrenzung, welche allein berechtigen könnte, einen specifischen Unterschied anzunehmen, denn nirgends in der Natur besteht unter den verschiedenen Arten derselben Gattung ein solches Verhältniß, daß die Eigenthümlichkeit der einen ausnahmsweise sich bisweilen innerhalb der anderen zeigte, und wer das Menschengeschlecht in mehrere Arten trennt, ist deßhalb zu der Ausflucht genöthigt, die gar nichts für sich hat, daß die genannten und alle ähnlichen Beispiele aus einer verborgen gebliebenen Mischung verschiedener Typen zu erklären seien. Nur eine schwache Stütze gewinnt diese Ansicht darin, daß nicht die einzelnen Merkmale einer jeden Art, sondern nur ihre Vereinigung den Artcharakter ausmachen, denn wenn jene einzeln genommen bisweilen fehlen können, und zwar ein jedes von ihnen, so ist ihr Complex selbst nicht fest und constant, sondern veränderlich.

Die verschiedenen Thiere und Pflanzen, welche auf der Erde leben, lassen sich nicht alle auf demselben Boden, an einem bestimmten Orte als Mittelpunkt entstanden denken, von dem sie ausgegangen wären und sich allmählig über alle Theile der Erde verbreitet hätten.

Viele derselben besitzen weder selbst die Fähigkeit zu so ausgedehnten Wanderungen — sie würden den Hindernissen haben erliegen müssen, die sich ihnen entgegenstellten —, noch konnten sie sich passiv an ihnen betheiligen und von anderen mitgenommen werden, auf ähnliche Weise wie Vögel oft Pflanzsamen verbreiten oder wie dieß durch Flüsse und Meeresströmungen geschieht. Die strenge Gebundenheit der meisten an bestimmte klimatische Verhältnisse setzt ihrer Verbreitung unüberschreitbare Grenzen. Nach Anleitung dieser und ähnlicher Thatsachen hat man die Erde in eine Anzahl von zoologischen und botanischen Provinzen getheilt, deren jede einen besonderen Mittelpunkt der Verbreitung, ihr besonderes Schöpfungscentrum hat. Sind zwar die Grenzen dieser Provinzen bei der Schwierigkeit des Gegenstandes meist noch nicht hinreichend festgestellt, so stehen doch die wesentlichen Verhältnisse außer Zweifel, auf welche sich diese Ansicht gründet. Ihre Betrachtung hat die natürliche Veranlassung dazu gegeben, daß man sich auch die Menschen von jenen Mittelpunkten ursprünglich ausgegangen dachte und die verschiedenen Hauptformen ihrer Körperbildung damit in Beziehung setzte; und wie man kein Bedenken trägt die Verschiedenheit zweier Species im Thier- oder Pflanzenreiche anzuerkennen, wenn ihre Unterschiede auch noch so gering, sie selbst aber zu größeren Wanderungen unfähig sind und in getrennten Provinzen leben, so hielt man den specifischen Unterschied auch unter den Menschen für sicher, welche Ländern mit verschiedener Fauna und Flora als Eingeborene angehören.

In neuerer Zeit hat hauptsächlich Agassiz diese Analogie geltend gemacht und durchzuführen versucht. Indessen ist er sich in seinen Ansichten über die Anzahl und Ausdehnung der zoologischen und botanischen Provinzen der Erde so wenig gleich geblieben, daß wir schon aus diesem Grunde kein großes Zutrauen zu der Präcision seiner Eintheilung des Menschengeschlechtes in mehrere Arten fassen können. Was man aber auch von dieser halten möge — daß die Menschen nur innerhalb beschränkter Räume gewandert seien und sich meist nur wenig von ihren Ursitzen entfernt hätten, ist notorisch unrichtig, und selbst wenn sich ausgedehnte Wanderungen nicht mit Bestimmtheit nachweisen ließen, würde doch die ganze Ausstattung, die der Mensch von der Natur erhalten hat, gegen den Vergleich desselben mit einer Pflanze sprechen, die an den heimischen Boden oder mit einem Thiere,

das an ein bestimmtes Klima gefesselt ist; seine Fähigkeit zur Wanderung über ausgedehnte Länderräume ist nicht nur die größte, sondern die Natur, die ihn umgibt, und die gesellschaftlichen Verhältnisse, in denen er lebt, ertheilen ihm auch die mächtigsten Antriebe, sie in umfangreicher Weise zu benutzen. Lassen wir aber selbst die grobe Unwahrscheinlichkeit bei Seite, die in der Annahme einer solchen Festsäßigkeit der Menschen auf ihrem heimischen Boden im Großen und Ganzen liegt, so verbietet uns die Art der Vertheilung derselben über die Erde uns jene Ansicht anzueignen. Es findet keine Geschiedenheit selbst nur der Hauptracen durch das Klima statt, und ihre Vertheilung entspricht nicht einmal in der Hauptsache den zoologischen und botanischen Provinzen, wie man diese letzteren auch näher bestimmen möge. Die Polarvölker, bisweilen unter dem Namen einer besonderen hyperboräischen Race zusammengefaßt, reichen weit nach Mittelasien hinein, die Mongolen mit ihren Stammverwandten erstrecken sich vom Eismeere bis unter die Tropen, die indogermanischen Völker von Island bis jenseits des Indus, und in Ostindien leben in nicht allzugroßer Entfernung von einander Menschen, welche den verschiedensten Typen angehören, die überhaupt auf der Erde vorkommen: Hindus, Negritos, Malaien und Mongolen, Australneger und Papuas bewohnen mit Völkern von malaiischer Race zusammen viele der benachbarten Inseln, und dieselben oder doch sehr ähnliche Formen finden sich in Amerika unter den verschiedensten Breiten.

Aus unserer bisherigen Betrachtung geht hervor, daß die großen Hauptstämme weder durch feste äußere Kennzeichen noch durch klimatische Verhältnisse so deutlich und scharf geschieden sind, wie wir erwarten müßten, wenn ihre Unterschiede für specifisch gelten sollten. Auch die Merkmale, welche dazu dienen können, Art und Race auseinanderzuhalten, zeigten sich der Arteinheit entschieden günstiger als ihrem Gegentheil. Es ist noch übrig die Frage näher in's Auge zu fassen, ob die Verschiedenheiten, die innerhalb des Menschengeschlechtes auftreten, sich mit Wahrscheinlichkeit als eine Wirkung des Klimas, der Lebensweise und anderer wechselnder Umstände betrachten lassen, denn nur in diesem Falle sind wir berechtigt die Einheit der Art für vollständig erwiesen zu halten.

Haben zwar die Beispiele der geringen Strenge, mit welcher die

Hauptformen von einander getrennt sind, bereits gezeigt, daß sie vielfach modificirbar sein müssen und sich nicht mit der Constanz der Artcharaktere vererben, so fehlt es doch noch an dem Nachweis der Einflüsse von denen ihre Variabilität abhängt, der Art auf welche diese wirken und des Umfangs, in welchem es geschieht. Hierüber sichere Aufschlüsse zu erlangen, ist bei dem Geheimniß, in das die Natur selbst die Weise der Abhängigkeit gehüllt hat, in welcher das Kind von seinen Eltern steht, bis jetzt nur wenig gelungen, und ohne Widerspruch befürchten zu müssen, darf man behaupten, daß die Erscheinungen, welche mit der Nachartung und Differenzirung der Nachkommen zu ihren Eltern zusammenhängen, noch zu den am wenigsten aufgeklärten in der ganzen Natur gehören. An dieser Stelle liegt daher die eigentliche schwache Seite der Lehre von der Arteinheit; sie vermag keine genügende Rechenschaft davon zu geben, auf welche Weise die verschiedenen Typen entstanden sein mögen, die sich uns am Menschen darstellen, und es erscheint darum leicht als weit einfacher und naturgemäßer anzunehmen, daß sie von jeher so bestanden haben wie jetzt, daß sie primitive, specifisch bestimmte Formen sind. Bei näherer Betrachtung erscheint freilich diese Ansicht, wie so oft, nicht sowohl einfach und natürlich als vielmehr bequem, da sie vorzüglich dazu dient Aufgaben zu verdecken oder ganz zu beseitigen, die wir keine Aussicht haben auf dem gegenwärtigen Standpunkte unseres Wissens wirklich zu lösen.

Man hat wohl die Frage aufgeworfen, ob man sich den Stammvater des Menschengeschlechtes als einen Neger oder einen Weißen, vielleicht auch als einen kupferfarbigen Menschen zu denken habe? Die Antworten sind verschieden ausgefallen, je nachdem man sich entweder von der Vorstellung leiten ließ, daß die Entwickelung der Menschheit im Ganzen von den niedrigsten zu den höheren und edleren Gestalten äußerer und innerer Bildung beständig fortgeschritten sein müsse, oder die Ansicht hegte, daß der Mensch aus der Hand des Schöpfers rein und vollkommen hervorgegangen, seine ursprünglich edleren Formen nicht überall bewahrt habe, oder sich dem Gedanken hingab, daß allein aus einem gewissen mittleren Typus die am weitesten von einander abweichenden Formen entsprungen sein könnten. Lassen wir hier bei Seite, daß diese Vermuthungen sich sämmtlich nur an die früher besprochene Voraussetzung der Stammeseinheit anlehnen, so lenkt doch die letzte

unter ihnen unsere Aufmerksamkeit auf einen wichtigeren Punkt, indem sie nämlich darauf hinweist, wie unstatthaft es ist, der Lehre von der Arteinheit und von der Variabilität der Formen mit dem Einwurfe zu begegnen, ob man denn glaube, daß Europäer wirklich jemals zu Negern oder diese zu weißen Menschen werden könnten? Dieses Letztere ist keine nothwendige Consequenz, denn es genügt zur Erklärung der vorhandenen Erscheinungen die Annahme, daß der Einfluß der äußeren Umstände groß genug sei, um aus irgend einer mittleren Form die extremen Formen (Neger und Weißer) durch allmählige Umwandlungen der verschiedensten Art hervorgehen zu lassen, wogegen die mögliche Umbildung einer extremen Form in die andere gar nicht in Betracht gezogen zu werden braucht.

Die Mächte, welche sich hauptsächlich an dieser Umgestaltung betheiligen, sind das Klima, die Nahrung und Lebensweise, der Fortschritt der geistigen Bildung, endlich die spontane Entstehung und Vererbung gewisser neuen Eigenthümlichkeiten. Die Größe der Wirksamkeit im Einzelnen anzugeben, welche einem jeden dieser Factoren zugeschrieben werden darf, ist meistens sehr schwierig oder unmöglich, weil sich nur in äußerst seltenen Fällen ihre Thätigkeit und deren Erfolge isolirt beobachten lassen: unvollkommener Schutz gegen klimatische Schädlichkeiten, Mangel, geringe Mannigfaltigkeit und unverständige Wahl der Nahrungsmittel, ungesunde und frühzeitig aufreibende Lebensweise pflegen entweder alle oder doch zum Theil so vorzugsweise mit einem niedrigen Stande der intellectuellen Bildung zusammen zu treffen und in derselben Richtung auf die Entwicklung des leiblichen Lebens zu drücken, daß sich nicht leicht entscheiden läßt, wie der Antheil zu begrenzen ist, den jene einzeln genommen am Resultate haben. Fast nur dieß kann als sicher gelten, daß diejenigen Unrecht haben, welche überhaupt in Abrede stellen möchten, daß die Körperbildung des Menschen durch jene Einflüsse beträchtlich verändert werde. Zum Beweise dafür hat man sich häufig auf die zähe Beharrlichkeit berufen, die der Typus der Juden unter allen Verhältnissen bewahrt hat. Freilich sind es nicht etwa genaue Messungen namentlich des Schädels, aus welcher sich diese ausnahmslose Gleichförmigkeit ergeben hätte — solche Messungen scheinen vielmehr für das Gegentheil zu sprechen (Sandifort) —, sondern nur die sichere Kenntlichkeit ihres ganzen Habitus,

wo er auch vorkommen mag, hat diese Folgerung an die Hand gegeben. Indessen auch der letztere variirt beträchtlich: in Sibirien von heller Haut und lichtem Haar, durchlaufen die Juden von England und Deutschland an, über Spanien und Portugal nach Marokko, Syrien, Ostindien und Congo hin alle Nüancen der Farbe der Haut und des Haares, die sich in diesen Ländern irgend finden, und es scheint, daß wir in dieser Abstufung vorzüglich eine Wirkung des Klimas zu erkennen haben, da gerade dieses Volk in allen Welttheilen abgesondert von der übrigen Bevölkerung gelebt, seine Religion und Sitten festgehalten hat und seiner Lebenseinrichtung und Eigenthümlichkeit in jeder Rücksicht treu geblieben ist. Eben deßhalb aber kann man sich kaum wundern, daß es sich auch im Aeußern nicht so durchgreifend verändert hat wie so viele andere Völker. Wenn man ferner aus den altägyptischen Denkmälern den Schluß gezogen hat, daß dieselben Hauptformen sich seit den ältesten Zeiten unverändert durch äußere Einflüße erhalten hätten, so steht es um diesen Beweis nicht besser. Möchte auch zugegeben werden, daß die heutigen Fellahs, Neger und Juden mit voller Sicherheit in den altägyptischen Bildwerken sich unterscheiden lassen, so wird man doch aus Darstellungen, welche offenbar nur bestimmt sind, einige typische Haupteigenthümlichkeiten der Völker deutlich herauszuheben, nichts weiter folgern dürfen, als daß es schon in jener Zeit Menschen gab, die diese Charaktere an sich trugen. Und wem kann es noch einfallen zu zweifeln, daß schon damals Neger in Afrika lebten, die den heutigen Negern glichen? oder daß die Aegypter sich von jenen wesentlich unterschieden? oder daß die Juden schon zu jener Zeit ihren fest ausgeprägten Typus besaßen? Dieß Alles beweist so gut wie nichts für die Unveränderlichkeit der menschlichen Körperformen durch äußere Einflüße. Die Zeiträume, nach denen wir unsere Culturgeschichte zu messen vermögen, sind ohnehin verschwindend klein im Vergleich mit denen, nach welchen die Geschichte der Erde zählt, und vermuthlich besteht ein ähnliches Verhältniß derselben zu dem Zeitraume, der seit dem ersten Auftreten des Menschen auf der Erde verflossen ist.

Gehen wir jetzt kurz die einzelnen Haupteinflüsse durch, welche zu der Umbildung der menschlichen Organisation mitwirken.

Wenig bestritten ist die modificirende Einwirkung des Klima's

auf die Größe und die schnellere oder langsamere Entwickelung des Körpers: in höheren Breiten wie in Berggegenden sind die Menschen desselben Stammes gewöhnlich von kürzerem gedrungenerem Baue als in wärmeren Klimaten und Tiefländern, doch scheint die Abstammung hierauf von noch entschiedenerem Einflusse zu sein. Ferner ist bekannt, daß unter den Tropen die körperliche und geistige Reife bedeutend früher eintritt als in der gemäßigten Zone und in dieser früher als in der kalten. Die Ausnahmen von dieser Regel erklären sich theils aus der Nahrung und Lebensweise, theils aus der Stammeseigenthümlichkeit, welche über die Wirkung des Klimas in vielen Fällen das Uebergewicht behält. Sicherer als auf die Fruchtbarkeit ist der Einfluß des letzteren auf die Hautfarbe, mit welcher die Farbe des Haares und der Iris in einer gewissen Correspondenz zu stehen pflegt. Allerdings entspricht die Hautfarbe in sehr vielen Fällen nicht genau der geographischen Breite, doch folgt daraus noch nicht, daß sie vom Klima unabhängig sei. Daß Bergbewohner unter übrigens gleichen Umständen heller sind als die Bewohner vor Tiefebenen und die Bevölkerung kälterer Länder im Allgemeinen heller als die wärmerer, läßt sich nicht wohl bezweifeln; nächstdem kommt dabei in Anschlag, wie sehr sich die Menschen vor den Witterungseinflüssen zu schützen wissen, und wie stark ihre gewöhnlichen Beschäftigungen sie diesen aussetzen. Heiße und feuchte Länder scheinen bei mangelndem Schutze durch Wälder das Dunkeln der Haut am stärksten zu begünstigen. Häufige Wechsel der Temperatur, besonders auch Wechsel von großer Trockenheit und Nässe der Luft wirken vorzüglich stark in dieser Richtung. Die angestammte Hautfarbe, besonders der dunkleren Racen, widersteht äußeren Einflüssen öfters mit Beharrlichkeit. Endlich scheint auch die Nahrung auf sie modificirend zu wirken. Das Temperament wird vom Klima wahrscheinlich ebenfalls mitbestimmt.

Wie sehr von der Nahrung und Lebensweise die Verkümmerung und das Gedeihen des Körpers abhängt und in wie hohem Grade diese letzteren auf die Energie des geistigen Lebens zurückwirken, bedarf keines ausführlichen Beweises. Dagegen ist weniger anerkannt und beachtet, daß auch die höhere Entwickelung der geistigen Thätigkeit von großem Einfluß ist auf die Ausbildung des Leibes, in wel-

chem sie ihren Ausdruck findet, vor Allem auf die Gesichtszüge. Wenn uncultivirte Völker den Beobachter so oft durch das Bild der Einförmigkeit in Verwunderung setzen, das sie ihm darbieten, so liegt die Ursache davon wohl nur zum Theil in der Ungeübtheit des Auges, das diesen Eindruck erhielt, denn es ist erklärlich genug, daß die Gleichförmigkeit der Beschäftigungen, die Einfachheit der socialen Verhältnisse und der Mangel an Vielseitigkeit der Interessen, den sie mit sich bringt, eine Stagnation und Schwerbeweglichkeit des geistigen Lebens zur Folge haben, welche es zu keiner solchen Mannigfaltigkeit in der äußeren Erscheinung der Menschen kommen läßt, wie wir sie an Culturvölkern zu sehen gewohnt sind. Daß selbst die Kopfbildung im Ganzen, nicht bloß das Gesicht, durch den Fortschritt der Cultur eine glückliche Modification erfahre, läßt sich durch eine größere Anzahl von Beispielen wahrscheinlich machen.

Während die bisher genannten Einflüsse so langsam und allmälich wirken, daß sie meist eines größeren Zeitraumes bedürfen, um ihre Wirkung in leicht bemerkbarer Weise an den Tag zu legen, tritt uns in der spontanen Entstehung und Vererbung neuer Eigenthümlichkeiten eine Reihe von Erscheinungen entgegen, in denen die Abweichungen vom elterlichen Typus sprungweise und plötzlich geschehen. Worauf sie beruhen, und wovon sie abhängen, ist bis jetzt eine unbeantwortbare Frage, so wenig zweifelhaft auch großentheils das Factische ist, das ihnen zu Grunde liegt. Dieß besteht im Wesentlichen darin, daß in der Natur neben dem Gesetze der Erhaltung der Arten durch die constante Vererbung ihrer specifischen Eigenthümlichkeiten auf die Nachkommen, ein zweites Gesetz besteht, das auf die fortgesetzte Differenzirung der Individuen innerhalb der Art hinwirkt. Jedes Individuum bringt außer den Charakteren der Art, zu welcher es gehört, noch eine Summe von besonderen Bestimmungen mit auf die Welt, die ihm allein eigen sind, und wenn es von diesen, wie dieß öfters geschieht, einen bemerkbaren Theil auf seine Nachkommen überträgt, wird dadurch eine Race gestiftet. Vorzüglich wichtig ist hierbei der Umstand, daß außer den Eigenthümlichkeiten, die dem Stifter der Race angeboren und ursprünglich eigen waren, bisweilen auch solche auf die späteren Geschlechter von ihm übergehen, die er selbst erst im Laufe seines Lebens erworben hat; und zwar gilt dieß nicht

bloß von den Eigenthümlichkeiten, die dem Kreise des leiblichen Lebens angehören, sondern erstreckt sich auch auf das geistige Gebiet, so daß die Gaben und Güter des Geistes, welche die Eltern erarbeiteten, wenn sie auch nicht ungetheilt und unmittelbar auf die Kinder von ihnen übertragen werden können, doch keineswegs vollständig verloren gehen, sondern den späteren Generationen mittelbar zu Gute kommen. Findet aber unter günstigen Umständen eine regelmäßige Vererbung von rein individuellen Eigenschaften statt, und zeigen sich diese letzteren selbst wieder modificirbar durch das, was von den Einzelnen im Laufe ihres Lebens erst erworben und ihnen angebildet wird, so gibt uns dieß von selbst an die Hand, wie wir die Entstehung der Racen anzusehen und zu erklären haben. Gleichwohl müssen wir hierbei ausdrücklich hervorheben, daß die besprochenen Verhältnisse uns zwar keinen Aufschluß darüber geben, auf welche Weise die Menschenracen und ihre Verschiedenheiten wirklich entstanden sind, noch ob sie auf dem angedeuteten Wege sich entwickelt haben, aber auf der andern Seite werden wir auch das Eingeständniß fordern dürfen, daß diese Ansicht von der Sache mit den bekannten Thatsachen nicht nur wohl vereinbar, sondern auch die einfachste und wahrscheinlichste sei.

Fassen wir nämlich jetzt die bedeutendsten anatomischen und physiologischen Unterschiede ins Auge, die unter den einzelnen Menschenstämmen vorkommen, so tritt leicht die bekannte Affenähnlichkeit des Negers als der Punkt hervor, auf welchen sich die Annahme mehrerer Menschenarten am stärksten stützen kann, denn die geschwänzten Menschen, die an den verschiedensten Orten der Erde bis in die neueste Zeit immer wieder aufgetaucht sind, scheinen vor dem helleren und unbefangeneren Blicke des Beobachters ebenso verschwinden zu sollen, wie dieß mit den Riesen- und Zwerggeschlechtern älterer Reisenden geschehen ist.

In Rücksicht der Eigenthümlichkeiten des Negers nun, deren Annäherung an den Affen in mehrfacher Beziehung nicht zu läugnen ist, hat man nur selten die nöthige Vorsicht des Urtheils beobachtet. Zuerst ist die Aehnlichkeit überhaupt nicht der Art, daß davon die Rede sein könnte, den Neger eher zu den höchsten Affen als zu den Menschen oder etwa in die Mitte zwischen beide zu stellen: dieß verbieten, um bei den anatomischen Hauptcharakteren hier allein stehen zu blei-

ben, die Entwickelung des Gehirns und Gesichts, die Zahn- und Beckenbildung, die Größe und Gestalt der Extremitäten und der Wirbelsäule, welche den Affen mit physischer Nothwendigkeit zum Klettern, den Neger zum aufrechten Gang bestimmen. Die Affenähnlichkeit des Negerkopfes beschränkt sich, wie es scheint, auf die allgemeinen Umrisse seiner Gestalt, das stark vortretende Untergesicht und das etwas ungünstigere Verhältniß der vom Gehirn entspringenden Nerven zu der Masse desselben. Ist selbst hiervon manches noch streitig, so läßt sich dagegen Anderes, wie z. B. die nicht ganz senkrechte Stellung der Vorderzähne aufeinander, deshalb nicht am Neger besonders hervorheben, weil es ihm nicht ausschließlich eigen ist, sondern auch bei andern Racen bisweilen vorkommt. Dahin gehört ferner das ungünstigere Verhältniß unter den Abschnitten des Armes, der Mangel der Waden, die Bildung des Fußes und die Stellung der Zehen, welche ihn öfters befähigt, sich derselben in ähnlicher Weise zum Umfassen und Aufheben von Gegenständen zu bedienen, wie wir dieß mit der Hand thun. Und so bleibt denn fast nur noch die etwas geringere Biegung der Wirbelsäule nebst der engeren und mehr keilförmigen Gestalt des Beckens übrig, die sich in jener Hinsicht geltend machen lassen, da viele der Eigenthümlichkeiten, durch welche sich der Neger von anderen Racen unterscheidet, keineswegs von der Art sind, daß man in ihnen eine Verwandtschaft zu den Affen erblicken könnte. Dieß gilt von der Beschaffenheit des Haares, das sich von thierischer Wolle specifisch unterscheidet, von der Farbe der Haut und ihrer übelriechenden Ausdünstung, von den wulstigen Lippen u. s. f. Will man die Affenähnlichkeit des Negers nicht übertrieben hoch anschlagen, so wird man ihr kein großes Gewicht in der Entscheidung der Racenfrage beilegen können.

Die physiologischen Unterschiede gehen, wie sich von selbst versteht, im Allgemeinen den anatomischen parallel. Das weit raschere Wachsthum des Affen und in Verbindung damit seine Lebensdauer von etwa 30 Jahren, seine weit größere Beschränkung im Klima und in der Nahrung reichen hin, um die Größe des Unterschiedes erkennen zu lassen, der zwischen ihm und dem Menschen besteht. Aehnliche Differenzen finden sich innerhalb des Menschengeschlechtes nirgends. Die Einrichtung der thierischen Oekonomie und die wesentlichen physiolo-

gischen Functionen sind bei allen Racen soweit dieselben, als nicht Klima und Lebensweise Abweichungen von dem herbeiführen, was anderwärts als Regel gilt. Dieß trifft namentlich den Eintritt der Pubertät, wie schon früher erwähnt, ferner die Leistungen der Verdauungsorgane und die Muskelkraft, welche sich überhaupt von speciellen Lebensgewohnheiten sehr abhängig zeigen, die Lebensdauer, auf deren Verkürzung verkehrte Sitten, Aberglauben und Unwissenheit vielfach hinwirken, und die Schärfe der Sinne, welche durch beständige Uebung oft bedeutend gesteigert und in eigenthümlicher Weise entwickelt wird. Alles Uebrige, worin sonst Wesen derselben Art miteinander übereinstimmen, wie die mittlere Körperwärme und Pulsfrequenz, die Dauer der Geschlechtsthätigkeit und der Schwangerschaft, die Fruchtbarkeit und die periodischen Veränderungen des Organismus überhaupt, treffen bei den verschiedenen Menschenstämmen nach den bis jetzt vorliegenden Beobachtungen so nahe zusammen, als sich bei der Verschiedenheit der Verhältnisse, unter denen sie leben, irgend erwarten läßt. Als einigermassen erhebliche Abweichungen von dem, was bei uns gewöhnlich ist, läßt sich nur Weniges nennen: angeborene Deformitäten waren bei der Mehrzahl der culturlosen Völker, ehe sie in nähere Berührung mit den Europäern kamen, verhältnißmäßig selten; die Zeichen höheren Alters, namentlich graues Haar und schlechte Zähne, traten bei vielen derselben erst beträchtlich später ein als bei uns, trotz des raschen Verblühens der Jugend, das die natürliche Folge beschwerlichen Lebens und unvollkommenen Schutzes gegen die Einflüsse der Witterung war. Ebenso weisen die zahlreichen Beispiele außerordentlicher Naturheilkraft, die ihnen bei äußeren Verletzungen zu statten kam, bei den meisten auf eine ungewöhnlich starke Constitution und sehr bedeutende Lebensenergie hin, welcher gegenüber der oft behauptete Mangel an Lebenskraft und das angebliche spontane Aussterben der eingeborenen Americaner und vieler Völker der Südsee schwer zu halten sein würde, selbst wenn nicht eine lange Reihe von Thatsachen vorläge, aus denen sich diese Erscheinung hinreichend erklärt. Allerdings hat vielleicht jede Race besondere bei ihr einheimische Krankheiten, die Dispositionen der einzelnen Völker zu bestimmten Krankheiten und daher deren Häufigkeit und Tödtlichkeit mögen verschieden sein, daß aber manche der einen oder andern

Race ausschließlich eigen seien, läßt sich nicht behaupten. Dasselbe gilt von den Parasiten: die frühere Ansicht, welche durch neuere Beobachtungen unbestätigt geblieben ist, daß das Ungeziefer des Negers nicht auf den Europäer übergehe und umgekehrt, scheint hauptsächlich durch den Umstand veranlaßt worden zu sein, daß jenes seine eigene Farbe mit der Farbe seines Trägers zu wechseln pflegt.

So ziemlich der einzige Einwurf gegen die Einheit des Menschengeschlechtes als Art, welcher von physiologischer Seite noch übrig bleibt, ist die unvollkommene Acclimatisation des Europäers unter den Tropen und des Negers in kälteren Ländern. Daß die weiße Race in dieser Hinsicht etwas vor den übrigen voraus habe, und allein die Fähigkeit besitze, allem Wechsel der Klimate auf die Dauer zu widerstehen, wie man früher wohl glaubte, scheint ein Irrthum, den die große Sterblichkeit derselben in Ost- und Westindien zu beseitigen geeignet ist. Der Europäer genießt nicht den Vorzug einer kräftigeren Constitution und stärkeren Gesundheit, sondern nur seine größere Einsicht und höhere Selbstbeherrschung setzen ihn in den Stand, sich gegen klimatische Schädlichkeiten besser zu schützen. Dennoch scheint er sich in vielen Tropenländern kaum halten zu können. Bedenkt man indessen, daß, abgesehen von den schlimmsten Malariagegenden, die dunkelfarbigen Spanier und Portugiesen, deren Kost schon zu Hause äußerst mäßig und mager zu sein pflegt, überall ausdauern, während die hellfarbigen Engländer, welche von ihrer Fleischkost und ihren Spirituosen auch in heißem Klima nicht lassen mögen, in kurzer Zeit hinsterben, so findet man sich zu der Ansicht hingeführt, daß wahrscheinlich jedes europäische Volk sich unter den Tropen würde acclimatisiren können, wenn ihm gestattet wäre, im Laufe mehrerer Generationen durch immer südlichere Länder allmälich dahin vorzurücken, und wenn es zugleich seine Lebensweise diesem Wechsel entsprechend änderte. Auf dieselbe Ansicht sehen wir uns durch den Umstand hingewiesen, daß selbst Menschen, die unzweifelhaft demselben Hauptstamme angehören, bisweilen ihre Wohnplätze nicht miteinander vertauschen können, ohne einem sichern Tode entgegenzugehen, wenn nämlich der eine Theil sehr hoch über dem Meere, der andere in Tiefländern oder an der Küste, der eine weit im Norden, der andere in der heißen Zone lebt. Wenn der Neger durch eine plötzliche Ver-

setzung in kältere Klimate ebenso stark gefährdet ist als der Weiße durch die entgegengesetzte, so wird man dieß in derselben Weise aufzufassen haben; und selbst die große, fast unverwüstliche Lebenskraft, zu der sich der erstere in manchen Ländern entwickelt, in denen der andere mühsam ein schwächliches und sieches Leben fristet, scheint eben nichts weiter zu beweisen, als daß nur die klimatischen Verhältnisse in denen ein Volk seit Jahrhunderten eingewohnt ist und denen sich seine physische Constitution nach und nach möglichst vollständig accomodirt hat, seinem Gedeihen günstig sind.

Kommen wir schließlich auf die Frage zurück, von der wir ausgingen, ob die Verschiedenheiten, welche sich innerhalb des Menschengeschlechtes zeigen, eben nur so groß sind, daß sie mit Wahrscheinlichkeit als Wirkungen des Klimas, der Lebensweise und anderer wechselnden Umstände angesehen werden können, so läßt sich das gewonnene Resultat als kein völlig befriedigendes bezeichnen, da sich nicht beweisen läßt, daß diese Einflüsse so verschiedene Körperformen wirklich hervorzubringen im Stande sind. Es erklärt sich dieß zum Theil daraus, daß erst seit wenigen Jahrzehnten sorgfältigere Beobachtungen in dieser Richtung gemacht und gesammelt werden, und daß aus der langen Vergangenheit, die das Menschengeschlecht hinter sich haben mag, eine verhältnißmäßig nur sehr kleine Anzahl von Thatsachen uns aufbehalten worden ist, die über diesen Gegenstand einiges Licht verbreiten. Bleibt es uns aber auch versagt, über die Entstehungsweise der Menschenracen eine einigermassen wissenschaftlich begründete Ansicht zu gewinnen, bleibt es selbst zweifelhaft, was für eine Rolle die äußeren Lebensbedingungen, unter welche die menschliche Organisation gestellt ist, überhaupt hierbei gespielt haben, so dürfen wir doch an der Einheit des Menschengeschlechtes als Art mit einem hohen Grade von Sicherheit festhalten.

Die Annäherung der am meisten thierähnlichen Körperbildung, die sich beim Neger fand, an den Affen war weder so stark und durchgreifend noch so ausschließlich, daß es gerechtfertigt wäre, die schwarze Race für eine besondere Species zu erklären; die physiologischen Unterschiede, welche die verschiedenen Stämme darbieten, waren dieser Ansicht entschieden ungünstig und eine feste Scheidung derselben durch das Klima schien nicht stattzufinden. Daß die jetzt be-

stehenden Hauptthypen, wie man von specifischen Charakteren voraussetzen müßte, durch das Klima, durch Nahrung und Lebensweise, durch fort- oder rückschreitende Cultur keine Veränderungen erlitten, ließ sich ebenfalls als unrichtig nachweisen, und das ununterbrochene Hervortreten neuer Eigenthümlichkeiten an den Individuen, die sich bisweilen mit Beharrlichkeit vererben, deutete auf den Weg hin, auf welchem allmälig selbst beträchtlich von einander abweichende Racencharaktere entstehen und sich fixiren können. Ferner ließ sich zeigen, daß die Hauptformen nicht auf die Weise von einander gesondert und abgeschlossen für sich bestehen, wie dieß mit verschiedenen Arten der Fall ist, sondern daß jede derselben in eine Menge von Nebenformen auseinandergeht, daß auch diese leicht in Reihen einzuordnen sind, welche die Unterschiede der Hauptthypen als flüssig erscheinen lassen — daß innerhalb der einzelnen Menschenarten, so viele oder so wenige man deren auch annehmen möchte, kaum eine geringere Variabilität stattfinden würde, als unter jenen selbst —, endlich daß die allgemeine und wie es scheint unbeschränkte Fruchtbarkeit der verschiedensten Stämme mit einander und das Verhalten der Mischlinge durchaus zu Gunsten der Arteinheit redet.

III.

Gehen wir nun zur näheren Betrachtung der linguistischen Gründe über, mit denen sich, wie früher bemerkt, die Einheit des Menschengeschlechtes bekämpfen läßt, so kann sich diese auf wenige Bemerkungen beschränken, nicht weil jene Gründe überhaupt von geringerem Gewichte wären, sondern vielmehr, weil sie allerdings das größte besitzen, dann aber eine genauere Prüfung sofort deutlich macht, daß sie zwar gegen die Einheit der Abstammung, zugleich aber für die Arteinheit der Menschen Zeugniß geben.

Es mißlingt, die sämmtlichen Sprachen auf eine Ursprache oder auch nur auf einen gemeinschaftlichen primitiven Typus zurückzuführen. Damit wird die Stammeseinheit, wenn auch nicht geradehin unmöglich, doch in ein Zeitalter hinaufgerückt, das aller historischen Forschung unzugänglich bleibt, in die Zeit vor der Entstehung der Sprache. Einige Sprachforscher glauben allerdings eine allmälige Entwickelung der Sprachtypen auseinander annehmen zu dürfen, näm-

lich so, daß eine stufenweise Umbildung einsilbiger Sprachen in agglutinirende und dieser in flectirende stattgefunden hätte, während andere einen solchen Uebergang nicht für wahrscheinlich halten. Jedenfalls fehlen bis jetzt nähere wissenschaftliche Nachweisungen darüber, daß die erstere Ansicht mehr sei als ein blendender Schematismus, und es scheint von ihr ungefähr dasselbe zu gelten, was wir über die oft versicherte Herkunft des Menschen von dem Affen anführten: es fehlen bestimmte Thatsachen und Analogieen, aus denen sich ein Schluß ziehen ließe, wie für so Vieles, was an den Grenzen der Gebiete liegt, die eine wissenschaftliche Bearbeitung zulassen.

Je weniger aber die Linguistik für die Einheit des Ursprunges aller Menschen mit bestimmten Gründen zu streiten im Stande ist, desto entschiedener kann sie für ihre Zusammengehörigkeit zu einer Art in die Schranken treten. So mannigfaltig und verschiedenartig die Mittel im Einzelnen auch sind, deren sich Sprachen von wesentlich ungleichem Baue zum Ausdrucke des Gedankens bedienen, so läßt sich doch nicht behaupten, daß die einen diesen Zweck auf geschicktere, sicherere und allgemein verständlichere Weise erreichten als die anderen. Es läßt sich nicht nur derselbe Gedankeninhalt, insofern er überhaupt in den Gedankenkreis des betreffenden Volkes eintreten kann, nach seiner dermaligen Bildungsstufe, gleich gut, wenn auch eigenthümlich nüancirt, in jeder Sprache wiedergeben, sondern es sind auch im Wesentlichen überall dieselben logischen Abhängigkeitsverhältnisse und Beziehungen der Vorstellungen zu einander, die dabei jedesmal dem Geiste vorschweben, und das Verschiedene beschränkt sich auf die Hilfsmittel ihrer äußeren Bezeichnung und Darstellung allein. Diese Verschiedenheit aber, welche aus der Unabhängigkeit und Selbstständigkeit sich erklärt, in welcher die einzelnen Sprachstämme sich entwickelt haben, ist offenbar keine specifische, sondern zeugt gerade umgekehrt für die Identität des psychischen Lebens der Menschen in allen wesentlichen Punkten. —

Wir gelangen hiemit zu der letzten, und wie früher bemerkt, entscheidenden Untersuchung, zu der Frage, ob die psychologisch-historische Forschung eine feste Verschiedenheit zwischen den Völkern und Racen in Bezug auf ihre geistige Begabung und Bildungsfähigkeit nachweist, oder ob auch hier nur flüssige und graduelle Unterschiede anzuerkennen sind.

Vor Allem bemerken wir, daß die Beurtheilung der Fähigkeiten eines Volkes überall eine äußerst schwierige Aufgabe ist. Um nicht von vornherein den richtigen Gesichtspunkt in dieser Frage zu verfehlen, müssen wir zunächst darauf achten, daß die Befähigung eines Volkes nicht eine constante, sondern eine veränderliche Größe ist.

Was wir die Fähigkeiten eines einzelnen Menschen nennen, setzt sich zusammen aus dem, was ihm angeboren ist, und aus der Erziehung, die er erhält, wo wir unter der letzteren in weitester Bedeutung die Wirksamkeit aller der äußeren Mächte verstehen, welche auf die Entwickelung seines inneren Lebens von Einfluß sind. Unter den Fähigkeiten nur das Angeborene zu verstehen, das übrig bleibt, wenn wir allen Erziehungseinfluß hinwegdenken, ergibt eine zwar nicht völlig leere, aber nur in wenigen Fällen brauchbare Abstraction, die es meist von vornherein unmöglich macht, die Fähigkeiten eines Menschen richtig zu beurtheilen, denn selbst sehen und hören, noch mehr aber sprechen und denken lernen wir erst an der Hand äußerer Einflüsse und vermöge der Anregungen, die sie unserer Thätigkeit geben: was der Mensch sein würde ohne alle Erziehung, ist ganz unsagbar. Die Charaktere der Menschheit kommen großentheils erst an ihm zum Vorschein in Folge des vielfachen Zusammenwirkens äußerer Mächte mit dem, was ihm innerlich angeboren ist, sie liegen nicht in dem Letzteren für sich genommen und allein, und wollen wir das Angeborene als solches die primitiven Fähigkeiten eines Menschen nennen, so ist leicht ersichtlich, daß wir zwar in einigen abnormen Fällen, z. B. bei Blödsinn und Genie, im Stande sind, ein Urtheil über sie zu fällen, unter gewöhnlichen Umständen und Verhältnissen aber dieß gar nicht vermögen, wenn nicht die individuellste und detaillirteste Kenntniß der Leistungen und ihrer Geschichte uns zu Gebote steht. Es bedarf keiner weiteren Auseinandersetzung, daß von einem Volke dasselbe in noch weit höherem Grade gilt als vom Individuum, denn ein Volk besteht aus Individuen, deren jedes seine angeborene Eigenthümlichkeit mitbringt, und keines von allen ist uns von den Anfängen seiner Entwickelung an bis auf die Gegenwart so vollständig bekannt und gewissermassen durchsichtig, daß wir im Stande wären, ein motivirtes Urtheil über seine primitiven Fähigkeiten abzugeben.

Reden wir von der Begabung eines Volkes, so dürfen wir deß-

halb nur seine secundären Fähigkeiten, d. h. den Kreis von Leistungen darunter verstehen, welche ihm zu einer bestimmten Zeit und unter gegebenen Umständen möglich sind, so wie wir z. B. einem Menschen die Fähigkeit zuschreiben ein Buch von wissenschaftlichem Inhalte zu verstehen, nachdem er nämlich gewisse Kenntnisse sich angeeignet hat; alle Fähigkeiten in diesem Sinne sind nichts Angeborenes, sondern etwas Erworbenes und ändern sich im Laufe der Zeit, nach Maßgabe der Erziehung und der Lebensschicksale, die ein Einzelner oder ein Volk erfährt. Ihre Befähigung ist zu jeder Zeit das Resultat ihrer Geschichte.

Unachtsamkeit auf jenen Unterschied zwischen primitiven und secundären Fähigkeiten hat oft zu voreiliger Verurtheilung der culturlosen Völker geführt; man stellte die geistige Regsamkeit und die hervorragenden Leistungen des Europäers der Apathie und stationären Uncultur des Negers gegenüber, und glaubte daraus auf einen ursprünglichen Unterschied der Geistesgaben schließen zu dürfen. Es wird nicht schwer sein durch eine genauere Betrachtung der Sache diese Folgerung zu erschüttern.

Zuerst läßt sich nachweisen, daß der größte Theil der culturlosen Völker in Verhältnissen lebt, unter denen eine fortschreitende Culturentwickelung gar nicht stattfinden kann, selbst für Menschen, welche mit den besten Fähigkeiten ausgestattet wären, in Verhältnissen, die selbst dem im Schooße der Civilisation erzogenen Europäer es unmöglich machen würden, die erworbenen geistigen Güter zu bewahren, geschweige denn sie in noch größerer Fülle durch eigene Thätigkeit zu entwickeln. Ist dies aber der Fall, so läßt sich nicht läugnen, daß ein ungünstiges Urtheil über die Fähigkeiten der ersteren nicht auf ihr Beharren in einem Zustande der Unbildung und Rohheit gegründet werden kann.

Ein Land das keine dichte Bevölkerung hat oder nicht einmal eine solche zu tragen im Stande ist, kann nicht die Wiege einer höheren Cultur werden, höchstens kann es sich passiv an der Civilisation betheiligen, indem es von civilisirten Menschen ausgebeutet und nutzbar gemacht wird, so weit seine eigenen Schätze und deren Zugänglichkeit es gestatten. Je größer die Zerstreuung ist, in welcher die Menschen leben, sei es einzeln oder familienweise, desto hilfloser sind sie und

desto häufiger fallen sie schädlichen Naturgewalten zum Opfer. Die Kraft wird alsdann entweder verbraucht im Kampfe mit der Natur, um das eigene Leben zu schützen und die dringendsten Lebensbedürfnisse zu befriedigen, oder sie entbehrt des nöthigen Spornes zur Thätigkeit und läßt den Menschen in Stumpfsinn und Faulheit versinken. Welcher Race er auch angehöre, die Isolation tödtet alle höheren Bestrebungen in ihm oder erstickt sie im Keime, denn welche Ziele sollte die Anstrengung der Kraft auch verfolgen, wenn sich die Aussicht in die Zukunft nicht über die Länge des eigenen Lebens hinauserstreckt, wenn die Gefahren, die dieses umgeben, ihm fast täglich den Untergang drohen, wenn selbst der Besitz des Unentbehrlichsten für die Zukunft sehr zweifelhaft ist, wenn das Zusammenleben mit Andern und die Vereinigung der Kräfte, so weit sie möglich ist, zu keiner Befriedigung des Ehrgeizes und fast zu keiner Art geselliger Freude, sondern nur zu einer gemeinsamen Betheiligung an den Mühen und Lasten des Lebens führt? Nicht daß sie gemeinsam leiden, sondern daß sie gemeinsam handeln wird für die Menschen ein mächtiger Hebel der Bildung. Wetteifer, Streben nach Einfluß und Geltung, nach Macht und Herrschaft ist zu allen Zeiten und bei allen Völkern, wenn auch in verschiedener Weise bei rohen und bei civilisirten, einer der mächtigsten Antriebe zu großen Kraftanstrengungen gewesen und ist es noch jetzt. Wo solche Motive zu keiner Wirksamkeit gelangen, wo sie gar nicht einmal entstehen können, weil die Menschen zu zerstreut leben und jeder nur an sich zu denken und für sich zu sorgen genöthigt ist, da kann ein Fortschreiten der Gesellschaft gar nicht erwartet werden.

In solchen Verhältnissen befand sich aber eine große Menge der Völker, welche seit dem Ende des 15. Jahrhunderts in Amerika und im stillen Ocean aufgefunden worden sind, und es ist begreiflich genug, daß die ersten Entdecker, wie spätere Nachforschungen ergeben haben, vielfach die Größe der Bevölkerung jener Länder überschätzten, nicht blos im Rausche der Freude und in Folge des Reizes der Neuheit, sondern hauptsächlich weil die Eingeborenen, unter denen sich die Kunde von ihrer Ankunft schnell verbreitete, selbst aus entfernten Gegenden nach der Küste zusammenliefen, um die merkwürdigen Fremdlinge zu sehen, bald auch um von ihrer Anwesenheit Nutzen zu ziehen oder sie zu vertreiben. Nur Afrika macht in mancher Beziehung hievon eine Ausnahme;

man hat dort mehrfach eine dichte, aber gleichwohl culturlose Bevölkerung gefunden, wogegen in Amerika, wo die Volksmenge am stärksten war, namentlich in einigen Theilen von Mexico und Peru, auch größere geordnete Reiche bestanden.

Ein höherer Grad von Dichtigkeit der Bevölkerung ist, wie sich von selbst versteht, niemals ein Resultat freier Wahl. Mehrere Völker besetzen nie friedlich ein und dasselbe Land, etwa um die Antriebe zu socialem Fortschritt sich zu Nutzen zu machen, die alsdann auf sie wirken und sie zur Anstrengung spornen würden, und abgesehen von den Ländern, welche nutzbare Produkte in großem Ueberflusse darbieten, sind Noth und Kämpfe immer die unvermeidliche nächste Folge so naher Berührung der Menschen miteinander. Völker wandern nur, wenn sie müssen. Jeder liebt den heimischen Boden oder findet sich doch an ihn gefesselt, vor Allem, weil er seine sämmtlichen Lebensgewohnheiten nur hier mit Sicherheit fest halten und fortsetzen zu können sich bewußt ist, weil die unbekannte Ferne besonders von rohen Völkern als gefährlich und grauenhaft vorgestellt zu werden pflegt, weil sie sich häufig von Feinden rings umgeben sehen, die keinen Durchzug gestatten, weil sie endlich meist voll Pietät für das Land ihrer Väter sind. Der Eskimo im unwirthbaren Norden, der elende Feuerländer auf seinen Felseninseln, der Australier in seinem wasserarmen Lande, der Neger in den ungesunden Sümpfen von Wadai und im Nigerdelta, — jeder befindet sich wohl auf seine Weise, und wenn er nicht, was indessen auch oft genug vorkommt, sein Land für das glücklichste der Erde hält, so mag er es doch nicht verlassen, so lange ihm freie Wahl gegeben ist.

Wanderungen aber und die Kriege, welche aus ihnen zu entstehen pflegen, sind in mehr als einer Beziehung für den Fortschritt sehr wichtig; nicht blos insofern als sie zu erheblichen Kraftanstrengungen führen und das Feld der Kenntnisse und Erfahrungen dadurch bereichern, daß sie die Menschen nöthigen, sich in eine andere Naturumgebung finden und sie benützen zu lernen, sondern hauptsächlich auch, weil sie zu einer Mischung verschiedener Stämme nöthigen, die in vieler Rücksicht vortheilhaft wirken kann: zuerst schon physisch, indem sie die Elemente der Bevölkerung durcheinander wirft, denn es tritt allem Anscheine nach in Folge langen ungemischten Beisammenbleibens

stammverwandter Menschen allmälich eine Schwerbeweglichkeit und Stagnation der Entwicklung ein, welche uns den „ewigen Frieden" als ein Unglück erscheinen läßt. Mischlinge zeigen in vielen Fällen eine größere Regsamkeit und Thätigkeit als die Stammracen, so namentlich der aus der Verbindung des Negers und eingeborenen Amerikaners entsprungene Zambo. Auf der anderen Seite tritt aber auch immer eine nicht unbedeutende geistige Bewegung in einer Bevölkerung ein, die mit einer anderen zusammenstößt und nach und nach verschmilzt. Es bilden sich neue Verhältnisse der Abhängigkeit, es werden eine Menge von neuen Erfahrungen gemacht und es entsteht ein gegenseitiges Lernen, das besonders fruchtbringend da sich erweisen muß, wo die zusammengetroffenen Völker einander nicht allzu unähnlich sind in ihren Lebensgewohnheiten und ihrem ganzen Culturzustande, und wo das eine derselben nicht einzig auf die Knechtung und Ausbeutung des anderen hinarbeitet. Man vergleiche in dieser Beziehung die große Verschiedenheit in der Einwirkung des muhammedanischen Arabers auf den Neger und des Europäers auf den Amerikaner.

Es ist wohl niemals geläugnet worden, daß der Verkehr und die innige Berührung mit andern Völkern eines der wichtigsten Culturelemente ist, aber eben darum sollte man aufhören, die Fähigkeiten derer herabzusetzen, welche dieser Hülfe ganz entbehren, wenn sie auf einer niederen Stufe der Bildung verharren. Dahin gehört ein sehr großer Theil der Inselbevölkerung der Südsee und vor Allem die negerartigen Menschen, welche auf vielen der ostindischen Inseln von den Malaien in's Innere zurückgedrängt worden sind und dort in gänzlicher Isolirung gehalten werden, es gehören dahin auch viele kleinere Völker in Amerika und Afrika, die von übermächtigen Feinden ganz eingeschlossen und von allem Verkehr abgeschnitten sind.

Daß Naturumgebung und Klima die Entwickelung aller Cultur in sehr umfassender Weise bedingen, ist seit lange anerkannt. Am tiefsten greift ihr Einfluß da wo es sich um die ersten Anfänge der Cultur handelt, nicht allein deßhalb, weil diese, wie aller Anfang, schwer sind und leicht wieder in's Stocken oder sogar in eine rückläufige Bahn gerathen, sondern auch weil die Abhängigkeit culturloser Völker von ihrer Naturumgebung am größten und es eine von den Hauptaufgaben und Erfolgen der Civilisation ist, diese Abhängigkeit so weit als mög-

lich zu brechen, so daß umgekehrt die Naturmächte im größten Umfange dem menschlichen Willen dienstbar werden. Werden wir dadurch in den Stand gesetzt unsere ganze Lebenseinrichtung und Beschäftigung fast beliebig zu wählen, so wird sie jenen dagegen von der Natur vorgeschrieben, sie werden von ihr bei einer gewissen Lebensweise und damit auf der niederen Culturstufe, auf der sie stehen, mit großer Gewalt festgehalten.

Wir können uns jene Abhängigkeit kaum groß genug vorstellen. Die Nahrung richtet sich meist nicht nach zweckmäßiger Auswahl und hält keinen so vielfachen Wechsel ein, als zur Erhaltung und Kräftigung der Gesundheit erfordert wird, sondern bleibt auf das beschränkt, was die Natur unmittelbar darbietet, und selbst dessen Gewinnung erfordert oft Anstrengungen, die bis zur äußersten Erschöpfung der Kräfte gehen. Die Kleidung wird ebenso unmittelbar der umgebenden Natur entnommen, und wenn ihre Verfertigung oft auch mühsam genug ist, so leistet sie doch zum Schutz gegen Kälte, Nässe und Sonnenbrand meist weit weniger als die Abhärtung des Körpers, die so vielfach die Bequemlichkeiten des Lebens nicht sowohl ersetzen, als entbehrlich machen muß. Geräthe und Werkzeuge aller Art, zum Theil die Früchte einer bewundernswerthen und fast unglaublichen Geduld, gewähren auch für die einfachsten Verrichtungen nur eine geringe ungeschickte Hülfe, und wo es Arbeit von vielen Tagen kostet einen mäßigen Baum zu fällen, kann der Hausbau keine Fortschritte machen.

Abgesehen von Peru, das im Besitze des Lama und seiner verschiedenen Arten war, hatte Amerika vor der Ankunft der Europäer bekanntlich keine größeren Thiere, welche sich zu Hausthieren eigneten, und seine hauptsächlichsten Nahrungspflanzen waren Mais und Manioc; die tropischen Bewohner der Südsee aber besaßen außer einigem Hausgeflügel nur das Schwein, welches zum Lasttragen und zur Hülfe beim Landbau nicht brauchbar, ebenso wenig wie der Hund in Betracht kommen kann, wenn es sich um eine Unterstützung der ersten Schritte handelt, die in der Richtung der Civilisation geschehen sollen. Ob Völker von weißer Race bei solcher ursprünglichen Beschränkung durch die Naturumgebung diese ersten Schritte gemacht und sie mit nachhaltigem Erfolge gemacht haben würden, läßt sich füglich bezweifeln. Ist auch die Viehzucht wohl nicht für alle Völker ohne Unter-

schied der nothwendige Durchgangspunkt vom Jägerleben zum Ackerbau gewesen, wie man öfters mit einer gewissen Vorliebe für einen einfachen Schematismus der Entwickelung angenommen hat, so läßt sich doch nicht verkennen, daß mit der ersteren, wo sie durch die Natur dem Menschen unmöglich gemacht wurde, diesem ein wesentliches Element entzogen war, das seine Cultur fördern und unterstützen konnte, denn die Fortbewegung größerer Lasten, wie so viele andere Arbeit war alsdann immer nur durch einen massenhaften Verbrauch vereinter Menschenkräfte zu bewerkstelligen, und, was nicht minder wichtig scheint, der Mensch blieb gehindert sich in ein mehr friedliches und freundliches Verhältniß zur Natur zu setzen und insbesondere auf die Thierwelt mit dem Blicke ruhiger und sicherer Ueberlegenheit herabzusehen.

Das Klima in Verbindung mit dem Reichthum oder der Armuth der Gaben, welche die Natur dem Menschen bietet, läßt viele Völker zu reger Arbeit gar nicht kommen, während es andere nöthigt, ihre Kräfte zur Befriedigung der ersten Lebensbedürfnisse ganz zu verbrauchen. Daß tropische Hitze die physische, wie die geistige Energie auch des rüstigsten Europäers lähmt, ist bekannt genug. Dürfen wir die Fähigkeiten des Negers anklagen, wenn bei ihm dasselbe geschieht? Es würde dies um so ungerechter sein, da trotz der oft dichten Bevölkerung des Landes geringe Arbeit genügt, und nicht selten fast nur zuzugreifen nöthig ist, um alle Wünsche vollauf zu befriedigen. Dort wird die Natur nicht zur Schule der Energie für den Menschen, durch die eigene Verschwendung erzieht sie ihn zum Verschwender. Wird träge Ruhe zum wesentlichsten Lebensgenuß in Folge der Erschlaffung durch das Klima, so wird sie es nicht minder, obwohl aus andern Gründen, da wo die Natur zu karg ist. Hier muß der Mensch alle Kräfte aufbieten um das Leben zu fristen, und die Erstarrung der Kälte ist, wie jeder an sich leicht in Erfahrung bringt, der Beweglichkeit des geistigen Lebens kaum günstiger als die Entnervung der Hitze. Darum bleibt, wie man längst erkannt hat, das gemäßigte Klima die einzige Stätte für die spontane Entwickelung höherer Cultur.

Fassen wir die Lage des Europäers in den bisher erörterten Beziehungen in's Auge, so zeigt sich, daß er in jeder Rücksicht günstiger gestellt ist als die große Mehrzahl der uns bekannten culturlosen

Völker. Durch verschiedene Klimate hindurchgewandert ehe er in seine heutigen Sitze einzog, mußte er sich sehr verschiedenen Naturverhältnissen anbequemen und dadurch vielfach aus Erfahrung lernen; die Bevölkerung dieses Erdtheiles genießt ferner die physischen und geistigen Vortheile einer vielfachen Mischung verschiedener Stämme, einer dichten Bevölkerung und eines Klimas, das zu fortgesetzten, aber gemäßigten Anstrengungen nöthigt; ihre einheimischen Thiere und Nutzpflanzen sind so beschaffen, daß sie der Culturentwickelung alle Förderung angedeihen ließen, die von dieser Seite her irgend geleistet werden kann. Wir unterlassen es hierbei noch auf andere Verhältnisse, namentlich auf die Bodengestaltung selbst hinzuweisen, weil sie uns erst der fortgeschrittenen Civilisation und deren fernerer Ausbildung zu gute zu kommen scheinen, nicht aber ihrer primitiven Entstehung, mit welcher wir es hier allein zu thun haben.

Waren für eine große Zahl von Völkern die Hindernisse zu bedeutend, welche der Entstehung einer einheimischen Civilisation entgegenstanden, als daß aus deren Mangel ein ungünstiger Schluß auf ihre geistige Begabung gestattet wäre, so kann doch ein solcher aus der bekannten Thatsache hervorzugehen scheinen, daß die Bemühungen der Europäer für die geistige Erhebung solcher Völker und das längere Zusammenleben beider miteinander fast ausnahmslos schlechte oder gar keine Früchte getragen haben. Indessen auch diese Folgerung glauben wir zurückweisen zu müssen.

Neue Bildungselemente sich anzueignen gelingt am leichtesten und wirkt am folgenreichsten in der Kindheit; so sehr aber auch in mancher Beziehung culturlose Völker den Kindern gleichen, so würde man sich doch sehr täuschen, wenn man glauben wollte, daß dieß in der angegebenen Rücksicht der Fall wäre. Es ist eine der hervorstechendsten und werthvollsten Eigenthümlichkeiten des Gebildeten, daß er auch verstehen und für sich nutzbar machen lernt, was seinem eigenen individuellen Wesen in hohem Grade entgegengesetzt ist und widerstrebt. Der Ungebildete vermag dieß nie. Was ihm fremd, seiner Denkweise und seinen Sitten zuwider ist, findet er nur dumm und lächerlich oder unbegreiflich, staunenswerth, wunderbar. Seine Individualität ist nicht offen und zugänglich für fremde Einwirkung, sondern in sich fertig, abgeschlossen und unbeweglich zähe.

Bemerken wir am Engländer im Auslande ein ähnliches exclusives Wesen gegen alles Fremde in einem gewissen Grade, so werden wir dieß auch an ihm, wie es seiner Bildung keinen Vortheil bringt, nur als einen Mangel an Vielseitigkeit und geistiger Beweglichkeit betrachten können. Bildsam in höherem Grade ist nur das Kind. Daher kann es nicht wundern, daß Versuche einem Volke eine gewisse Art der Civilisation einzuimpfen und anzubilden, fast immer scheitern, hauptsächlich aber dann, wenn dieses mit culturlosen Völkern geschehen soll, wenn die dargebotenen Bildungselemente sich im feindseligsten Gegensatze zu den Eigenthümlichkeiten derer befinden, die sie in sich aufnehmen sollen, und es hierzu an jedem Anknüpfungspunkte fehlt, wenn die Träger der neuen Bildung sich mit der eingeborenen Bevölkerung weder äußerlich noch innerlich zu einem Ganzen verbinden und in's Gleichgewicht setzen, sondern diese nur ausbeuten, unter die Füße treten, zu Grunde richten oder vertreiben, so daß es auf die Dauer höchstens durch die Gewalt des Stärkeren zu einem äußerlich friedlichen Verhältniß zwischen beiden kommt, während Abneigung und Haß zwar gedämpft werden, aber niemals wirklich verlöschen.

Mit diesen wenigen Worten ist das Verhältniß bezeichnet, in welches die Europäer fast allerwärts zu den Eingeborenen neu entdeckter Länder getreten sind. Als Götter oder Halbgötter in vielen derselben empfangen und aufgenommen, würden sie für die Verbreitung der Civilisation häufig den fruchtbarsten Boden gefunden haben, den sie sich irgend wünschen konnten, wenn sie diesen Zweck, der freilich oft genug als Maske von ihnen gebraucht worden ist, wirklich hätten verfolgen wollen. Statt dessen waren es vielmehr die überspanntesten Träume von unerschöpflichen Schätzen, welche die große Mehrzahl der Spanier in die neue Welt trieb, es war die Ländergier und Geldnoth der Könige, die sie dorthin schickte. Selbst der Durst nach Kriegsruhm und abenteuerlichen Heldenthaten, der den Bewohnern jener Länder so theuer zu stehen gekommen ist, nimmt als Motiv bei den Eroberern erst die zweite Stelle ein. Die Verbreitung des alleinseligmachenden Glaubens hat den dritten Platz. Sie geschah mit Feuer und Schwert. Die Ausrottung der „verfluchten Heiden" galt jener Zeit für ein verdienstliches Werk, und selbst die friedlichen Mönche, die den Conquistadoren meist auf dem Fuße folgten und zum Theil mit der bewun-

dernswertheſten Aufopferung für das lebten und ſtarben, was ſie als ihren Beruf erkannt hatten, konnten für den Fortſchritt der Cultur nur ſelten Bedeutenderes leiſten; bald wurde ihre Wirkſamkeit völlig gelähmt durch die ihnen nachdringenden beuteluſtigen Eroberer, die abzuhalten ihnen nur ſelten gelang, bald forderten ſie ſelbſt von den Eingeborenen nur ein äußerliches Bekenntniß und einen rein paſſiven Gehorſam, ſo daß dieſe ſpäter ſich ſelbſt überlaſſen mit ſchnellen Schritten der Verwilderung wieder entgegengingen. Nicht beſſer, eher noch ſchlimmer als die Spanier trieben es die Portugieſen in Braſilien, und die Thaten der Deutſchen in Venezuela bilden leider auch keine Lichtſeite des ſchauerlich düſteren Gemäldes. Es war eben nicht der individuelle Charakter der europäiſchen Völker und noch weniger die Individualität der Einzelnen, ſondern der Charakter des Zeitalters, deſſen gänzliche Unfähigkeit zur Verbreitung ſeiner Civiliſation über die Völker der neuen Welt ſich darin bewies. Auch nach der Eroberung ging die völlig rückſichtsloſe Ausbeutung der Länder, die Knechtung und Mißhandlung ihrer Urbewohner, die ſcharfe Scheidung und innere Feindſeligkeit der Racen und Kaſten ihren Gang fort, und es iſt begreiflich genug, daß im Großen und Ganzen weder die wohlwollenden Geſetze der Könige von Spanien, noch die berühmte Bulle Paul's III., noch der Fleiß und die Berufstreue ſo vieler Miſſionäre an dieſem Gange etwas zu ändern vermochten.

Nach Neu-England freilich kamen Proteſtanten, nicht golddurſtig noch beuteluſtig, ſondern ein Aſyl ſuchend in der Wildniß für ihren Glauben. Sie fanden es dort. Aber argliſtig ſchon anfangs, oft im Gefühl der Schwäche und aus eigener Noth, maßten ſie ſich nach kurzer Zeit, gedrängt durch Zuwachs von außen und innen, eine Herrſcherſtellung den Eingeborenen gegenüber an, von denen ſie natürlich als Eindringlinge betrachtet und bekriegt wurden. Von der Ausbreitung ihres Glaubens unter ihnen redeten die frommen Puritaner zwar nicht ſelten, thaten aber nur wenig für ihn. Je mehr die Macht der engliſchen Kolonieen wuchs, deſto offener und ſyſtematiſcher wurden Betrug und Treuloſigkeit und Gewaltthätigkeit gegen die einheimiſche Bevölkerung geübt, und ſchon vor dem Ende des 17. Jahrhunderts war der intelligentere Theil der letzteren mit ſich darüber im Klaren, daß ſie die Weißen als ihre Todfeinde anzuſehen hätten und dem Untergange ge-

weiht seien, wenn es nicht gelänge, sie gänzlich zu vertreiben. Eingepreßt zwischen Franzosen und Engländer, hatten sie von den Kämpfen beider miteinander immer am stärksten zu leiden, welche Partei sie auch ergreifen mochten. In Friedenszeiten fast nur von dem Auswurfe der europäischen Menschheit aufgesucht, standen sie in einer Berührung mit der Civilisation, die ihnen nur verderblich werden konnte. Darf man sich wundern, daß der bessere Theil derselben sich mit Abscheu von dieser abwendete, und daß der schlechtere bereitwillig nur alle Laster von ihr sich aneignete? Man weist so oft darauf hin, daß culturlose Völker nur die Laster, nicht die Tugenden des civilisirten Menschen annehmen. Die Antwort liegt nahe: das Eine ist leicht, das Andere schwer, das Eine macht sich von selbst, das Andere fordert Kraft der Erkenntniß und der Selbstbeherrschung.

Kaum scheint es nöthig, auch noch die Neger und die Südseevölker besonders in's Auge zu fassen. Aehnliche Ursachen haben auch hier ähnliche Wirkungen hervorgebracht. Den ersteren, für welche die Mission erst seit kurzer Zeit in einigem Umfange thätig ist, hat vor Allem der Sklavenhandel, dessen Wirkungen alle Lebensverhältnisse zerrüttend bis tief in's Innere von Afrika reichen, vor der europäischen Civilisation einen gründlichen Abscheu beigebracht, und der Name eines Christen gilt dort noch heute in vielen Ländern, besonders im Vergleich mit dem des Muhammedaners, als der Inbegriff der Habsucht, Härte und Unmenschlichkeit. Die Einwirkung der Europäer auf die Völker der Südsee ist größtentheils von so neuem Datum, daß sich entscheidende Resultate noch nicht erwarten lassen. Der Einfluß von Vagabunden und Glücksrittern, Walfischjägern und Seeleuten aller Art ist ihnen vielfach verderblich geworden. Der Streit katholischer und protestantischer Missionäre hat auf mehreren Inselgruppen Unfrieden gesäet und die übertriebene Strenge der Methodisten die leichtsinnigen Polynesier zur Heuchelei geführt. Anderwärts hat man Verbrecherkolonieen angelegt, wenn auch nicht in der Absicht, die Eingeborenen in die Nachbarschaft civilisirter weißer Menschen dadurch zu bringen. Viele Inseln sind bekanntlich zu verschiedenen Zeiten der Spielball der europäischen und amerikanischen Politik gewesen, die sich dort durchkreuzten. Sie sind es zum Theil noch — und bei dem Allen redet man, trotz der gedeihlichen Anfänge, die in der Südsee hier und da

zu bemerken sind (Sandwichinseln, Neu-Zealand) und die man in Amerika absichtlich wieder zerstört hat (bei den Cherokees), von der Unfähigkeit der sogenannten niederen Racen sich das Beispiel der Civilisation zu Nutze zu machen, das sie täglich vor Augen haben!

Noch Vieles, sehr Vieles wäre über diesen Gegenstand zu sagen, doch wir brechen hier ab, da unseres Bedünkens das Vorstehende wohl erwogen, zu dem Beweise genügt daß unsere Civilisation den Eingeborenen jener Länder nur als eine gleisnerische Maske erscheinen mußte, die ihren Haß und ihre Verachtung herausforderte und selbst dann herausgefordert haben würde, wenn ihre Leistungen ihnen nicht, wie sie es waren, völlig unbegreiflich gewesen wären und nur ein stummes Staunen eingeflößt hätten. Nimmt man noch hinzu, daß das Wenige, welches sie von diesen Leistungen allmälich verstehen lernten, ihnen selbst in ihrer Lage kaum etwas nützen und ihre Bedürfnisse, die ohnehin gering genug waren, nicht besser, einfacher und sicherer befriedigen konnte, als sie dieß für sich schon zu thun vermochten, daß sie ihre ganze Lebensweise und ihren ganzen Gedankenkreis erst hätten umbilden müssen, um an den Bestrebungen der Europäer theilnehmen zu können, so wird man nicht mehr geneigt sein, ihnen geringere Fähigkeiten als den letzteren deßhalb zuzuschreiben, weil sie diesen gegenüber im Wesentlichen auf ihrer früheren Stufe der Bildung bis jetzt beharrten.

Indessen folgt aus der Widerlegung jener Gegengründe noch nicht die Richtigkeit der positiven Behauptung, daß die Begabung der verschiedenen Menschenstämme gleich sei, und für diese selbst sind wir nicht einmal gesonnen, in unbedingter Weise, nämlich in dem Sinne einzutreten, daß die heutigen Europäer abgesehen von Erziehung und Unterricht überhaupt nichts voraus hätten vor den heutigen Negern und eingeborenen Amerikanern. Dürfte vielmehr das Letztere leicht zuzugestehen sein, so ist doch in Bezug darauf zu erinnern, daß man die Frage gänzlich verschoben hat, wenn man sie auf diese Weise stellt, denn es wird alsdann stillschweigend vorausgesetzt, daß die Begabung der Kinder, die demselben Volke angehören, wenn dieses inzwischen keine fremden Elemente in sich aufnimmt, zu jeder Zeit dieselbe ist, mag dieses Volk in der Civilisation fortschreiten, zurückgehen oder stille stehen. Daß es sich in der That so verhalte, ist kaum wahr-

scheinlich. Es ist eine häufige Erscheinung, daß specifische Talente in derselben Familie erblich sind, und wie sich bisweilen nicht bloß angeborene, sondern auch erst im Laufe des Lebens zufällig entstandene Mängel und Gebrechen in äußerlich sichtbarer Weise auf die Nachkommen übertragen, so scheint noch häufiger die erworbene geistige Bildung und die ganze innere Lebensgestalt der Eltern auf die Neigungen und Fähigkeiten der Kinder einen prädisponirenden Einfluß auszuüben. Das Kind des Landmannes zeigt schon in den frühesten Lebensjahren meist derbere Formen als das des Städters, und die zartere Haut und der feinere Gliederbau, der in den höheren Ständen auch abgesehen von sorgfältiger Pflege sich häufig zeigt, ist den Kindern des niederen Bürgerstandes in der Regel fremd, obgleich in den meisten Fällen, wie wir nicht unterlassen dürfen zu bemerken, über die Identität des Menschenstammes, dem sie alle zugehören, kein gegründeter Zweifel obwaltet. In Bezug auf die geistigen Anlagen gilt höchst wahrscheinlich dasselbe. Wollen wir zwar nicht der Aristokratie des Blutes in dem Sinne das Wort reden, daß geistige Bedeutung und Charakterkraft nur den Nachkommen großer Männer eigen sein oder gar daß edler und hoher Sinn nur von adeligem Blute herstammen könnten — denn es ist unzweifelhaft, daß große Talente und Blödsinn in allen Ständen vorkommen — so scheint es doch zu den sichersten Sätzen über die Nachartung zu gehören, daß die Kinder der Stände und Geschlechter, welche in ihrer geistigen Entwickelung hinter anderen desselben Volkes zurückstehen, nur ausnahmsweise durch höhere Regsamkeit, Neigung zu geistiger Arbeit und vielseitige Interessen sich auszeichnen, während in Familien, die seit mehreren Generationen mit ihrer Thätigkeit dem geistigen Gebiete sich zugewendet hatten, dieß eher die Regel ist.

Wenden wir dieß nach der Analogie die sich darbietet, auf die culturlosen Völker an, so werden wir ihre Fähigkeiten mit denen alter Culturvölker gar nicht unmittelbar vergleichen dürfen. Das Kind des Jägernomaden wird nicht bloß durch Lehre und Beispiel der Eltern und durch deren ganze Lebenseinrichtung zum Jägerleben hingeführt und bei demselben festgehalten, sondern es bringt, wenn auch vielleicht nicht eine angeborene Neigung zu dieser Lebensweise, doch eine gewisse Unstetigkeit und innere Unruhe, eine Neigung zu häufigem Wechsel

des Aufenthaltes und der Umgebung, einen Trieb zu vielfachen und leidenschaftlich heftigen Bewegungen ursprünglich mit, der es ihm, wie so viele vergebliche Versuche gezeigt haben, unerträglich und fast unmöglich macht sich an regelmäßige Ausdauer und gleichförmige Ruhe in seinen Thätigkeiten zu gewöhnen und in beharrlich stillem Fleiße etwa mit unserem Landmanne oder Handwerker zu wetteifern. Die sprichwörtliche Faulheit des Negers wird aus demselben Grunde nicht mit der Entschiedenheit, mit welcher es so oft geschehen ist, gegen seine Befähigung geltend gemacht werden dürfen.

Heben sich aber die Fähigkeiten der Kinder allmälich den Fortschritten der Cultur selbst entsprechend, so läßt sich aus einer geringen Begabung culturloser Völker, selbst wenn sie vollkommen erwiesen wäre, noch nicht schließen, daß eine feste geistige Verschiedenheit unter den Menschenstämmen besteht, es sei denn daß die Culturunfähigkeit jener aus anderen Gründen vorher schon feststände. Behauptet hat man diese freilich oft genug, aber die Thatsachen sprechen für das Gegentheil. Die geistige Befähigung der Neger insbesondere, die im Ganzen doch noch etwas höher zu stehen scheint als die der meisten Amerikaner, hat man häufig kaum der Gelehrigkeit des Hundes und Pferdes gleichstellen wollen.

Solchen Ansichten gegenüber genügt es, darauf hinzuweisen, daß die geistigen Hauptcharaktere des Menschen sich bis jetzt an jedem auch dem elendesten Volke gefunden haben, das die Erde trägt, und daß diese Charaktere selbst, wo sie sich zeigen, einen Unterschied auch von den höchsten Thieren begründen, der sich noch nirgends durch allmäliche Uebergänge ausgefüllt gefunden hat.

Ueberall befinden sich die Menschen im Besitze der nothwendigsten Künste und Kenntnisse, durch welche sie sich die Natur dienstbar machen, und wenn uns diese oft plump und armselig scheinen, so übersehen wir dabei nur zu leicht, daß äußerst geringe Hilfsmittel von culturlosen Völkern oft auf die sinnreichste und geschickteste Weise benützt werden. Beispielsweise mag hier nur daran erinnert werden, daß einst ein Engländer mit seinem complicirten Apparat auf den Fischfang auszog an dem Columbia, in der Ueberzeugung, daß seine Ausrüstung weit mehr werde leisten können als die elenden Geräthe der Eingeborenen — er fand aber bald, daß er mit diesen nicht concurriren

konnte und ein sehr schlechtes Geschäft machte. So geht es oft: der civilisirte Mensch verachtet den Wilden und erhält bei der Probe die Lehre, daß dieser in allen Leistungen, deren möglichst vollkommene Ausübung in seinem eigenen Interesse liegt, an Scharfsinn sowohl als an Geschicklichkeit ihm selbst weit überlegen ist. Auf ein paar kleinen Inseln Polynesiens hat man zwar Menschen gefunden, denen der Gebrauch des Feuers unbekannt war — dasselbe hat man früher, gewiß mit Unrecht, von den jetzt ausgestorbenen Bewohnern der Marianen behauptet, — aber sie bedurften desselben auch nicht, weder zum Kochen, da sie nur von Früchten lebten, noch um sich zu wärmen, da die Temperatur bei ihnen gleichmäßig mild ist. Wenn die ersten Erfindungen aber trotz ihrer Einfachheit in den meisten Fällen die schwierigsten gewesen sein dürften, so sollte man das Zeugniß, welches sie für die Begabung derer ablegen, die sie gemacht haben, für vollwichtig halten; jedenfalls verbürgt es wenigstens dieß, daß von einer Gleichstellung der niedrigsten Menschenstämme mit den höchsten Thieren in Rücksicht ihrer Befähigung keine Rede sein kann.

Ein zweiter Hauptumstand, der dieß verbietet, besteht in der nicht bloß unwillkürlichen, sondern großentheils absichtlichen Darstellung des Inneren durch äußere Mittel von verschiedener Art, unter denen die Wortsprache die erste Stelle einnimmt. Daß manche Völker, wie z. B. die Hottentotten, keine Sprache von festem und regelmäßig grammatischem Baue besäßen, war ein verzeihlicher Irrthum älterer Reisenden, welche durch die äußerst schwer erfaßbaren und noch schwerer wiederzugebenden Laute sich täuschen ließen, aber diese Meinung ist nicht nur auf's Vollständigste jetzt widerlegt, sondern auch darüber hinaus festgestellt worden, daß die oft gehörten Klagen über die große Unvollkommenheit und Armuth so vieler Sprachen nur in sehr beschränktem Maße wahr sind. Sie beruhten großentheils auf mangelhafter Kenntniß der Sache. Natürlich entspricht überall im Allgemeinen der Reichthum an Wörtern dem Vorrath der Begriffe und hält daher mit demjenigen, welcher uns zu Gebote steht, keine Vergleichung aus, so jedoch daß die Bezeichnung des Abstracten oft mangelhaft und ungenügend, die der concreten Gegenstände und ihrer Unterschiede dagegen sehr viel mannigfaltiger und bestimmter ist als bei uns. Was aber die Genauigkeit des Ausdruckes der Gedanken und die Verwickelung der

grammatischen Verhältnisse und Formen betrifft, so scheinen die Sprachen culturloser Völker sich fast durchgängig sehr wohl mit denen der civilisirten messen zu können.

Neben der Sprache ist es kaum nöthig, auch die weitere auszeichnende Eigenschaft des Menschen zu erwähnen, daß er überall durch Zeichen und Denkmäler die Gegenstände seines tieferen Interesses auf die Dauer zu fixiren und so weit es in seiner Macht steht, zu verewigen bemüht ist: er malt wenigstens rohe Bilder, um die Erinnerung an wichtige Begebenheiten selbst festzuhalten oder Andern durch sie eine Nachricht von sich zu geben, er pflanzt gewisse Merkzeichen auf die Gräber seiner Todten, er strebt durch eigene Arbeit etwas zu schaffen, wodurch sein Andenken auf die Nachwelt sich dauernd vererbe und versucht äußerlich abzubilden, was ihm in der Natur entgegentritt und was in seiner Phantasie lebendig wird. Mit diesem Drange zur Darstellung seines Inneren steht in nächster Verbindung seine Liebe zu Putz und Schmuck, durch die er Anderen auf eine wohlgefällige oder imponirende Weise erscheinen, vor ihnen sich auszeichnen und auf sie einen Eindruck machen will.

Ein fernerer Hauptcharakter des Menschen, dem wir überall wieder begegnen, besteht in der Festigkeit der Familienbande, den Abstufungen des Ranges innerhalb der Gesellschaft und einer gewissen Ordnung der Rechtsverhältnisse durch die Sitte. Daß Gewalt die Schranken des Rechtes durchbricht, ist eine Erscheinung, welche bei culturlosen Völkern natürlich häufiger vorkommt als bei civilisirten, aber eine nähere Kenntniß derselben lehrt, daß sie von ihnen in gleicher Weise als Unrecht verurtheilt wird. Der Mangel geschriebener Gesetze hat flüchtige Beobachter in unzähligen Fällen die bestehenden festen Rechtsgewohnheiten übersehen lassen, der geringe Umfang und Werth des Privateigenthums und die oft unbegrenzte Freigebigkeit mit der es verschenkt wird, haben sie verführt, dessen Existenz zu leugnen. In derselben Weise hat die Polygamie zu der Behauptung Veranlassung gegeben, daß es eine eigentliche Ehe bei ihnen gar nicht gebe, und die grundsätzliche Ungebundenheit, in welcher viele Völker ihre Kinder, besonders die Knaben aufwachsen lassen, hat zu dem Glauben verleitet, daß die Familie alles festen Zusammenhaltes entbehre. Der größte Theil dieser Ansichten ist durch die genaueren Berichte wider-

legt, welche wir der Sorgfalt neuerer Missionäre und Reisenden verdanken. Die festen Rangverhältnisse in der Gesellschaft, bald durch die Geburt bald durch Kriegsthaten vorzüglich bestimmt und gewöhnlich dem Eingeweihten an gewissen äußeren Abzeichen auf den ersten Blick kenntlich, pflegen, wo sie vorhanden sind, mit großer Eifersucht überwacht und aufrecht gehalten zu werden.

Endlich hat eine sorgfältige Untersuchung noch herausgestellt, daß es keinem Volke an religiösen Vorstellungen gänzlich fehlt, wenn wir unter diesen nämlich die Ueberzeugung verstehen, daß es außer den materiellen sinnlichen Dingen und unabhängig von ihnen höhere geistige Mächte gibt, die ihnen gebieten und dadurch das Schicksal der Menschen und selbst deren Existenz in ihrer Gewalt haben. Nicht alle zwar glauben an einen Schöpfer und Lenker der Welt oder überhaupt an einen Gott in der Bedeutung, welche wir dem Worte beizulegen gewohnt sind, aber von keinem scheint geleugnet zu werden, daß es Geister gibt die den Lauf der Welt nach ihrem Willen lenken. Nachrichten, welche das Gegentheil versichern — und es gibt deren allerdings manche — sind der Ungenauigkeit und des Mißverständnisses verdächtig. Gewisse Cultushandlungen und eine Art von Opfer finden sich daher auch fast durchgängig, minder allgemein bestimmte Stätten für die Verehrung, ein besonderer Priesterstand und Gebete; der Glaube an ein Fortleben nach dem Tode scheint dagegen fast ohne Ausnahme vorzukommen.

Man darf im Hinblick auf die vorstehenden Haupteigenthümlichkeiten, die der Mensch nirgends auf der Erde verleugnet, wohl fragen, ob sich noch eine specifische Verschiedenheit zwischen niederen und höheren Menschenstämmen annehmen läßt, oder ob nicht vielmehr durch die angegebenen Charaktere, die sie mit einander gemein haben, die Culturfähigkeit aller verbürgt ist und nur noch eine graduelle Verschiedenheit übrig gelassen wird, die durch allmäliche Uebergänge verwischbar sein muß. Bedenken wir noch, daß die Sprache eines jeden Volkes uns vollkommen verständlich ist, sobald wir nur auf ihre Erlernung den erforderlichen Fleiß wenden wollen, daß wir in ihr wie in den Mienen und Geberden des Wilden dieselbe Weise der Auffassung der Außendinge, dieselbe Art der Verknüpfung der Vorstellungen, dieselben Gefühle, Motive, Neigungen und Leidenschaften mit vollster

Evidenz wiedererkennen, von denen wir uns bewußt sind, daß sie auch uns innerlich bewegen und zum Handeln treiben, so schwindet jeder Zweifel darüber, daß wir, wenn auch auf verschiedenen Stufen der Entwickelung, in allen Hauptzügen ein getreues Ebenbild von dem Typus unseres eigenen geistigen Lebens, daß wir Wesen derselben Art vor uns haben.

Diesen Schluß bestätigen noch mehrere wichtige Umstände, die hier wenigstens beiläufig Erwähnung finden mögen.

Auch bei den sog. niederen Racen gibt es Beispiele, welche zeigen, daß sie einer Fortbildung zugänglich sind. Das alte Mexico, Yucatan, Guatemala und Peru besaßen eine Cultur, die höchst wahrscheinlich im Wesentlichen ganz auf amerikanischem Boden gewachsen ist. Die Fortschritte, welche die Cherokees in neuerer Zeit nach dem Vorbilde der Weißen gemacht hatten, waren beträchtlich genug, und mehrere Nachbarvölker schienen ihnen darin folgen zu wollen. Unter den Negerstämmen haben sich namentlich die äußerst thätigen Krus an der Körnerküste den Europäern angeschlossen und ihre Leistungen als Seeleute haben alle Anerkennung gefunden. Im Innern von Africa hat der Islam mehrere Völker auf eine beträchtlich höhere Stufe gehoben, als sie früher einnahmen, und die Kolonie von Liberia verspricht, wenn sie gehörig geschont und unterstützt wird, einen glücklichen Fortgang zum Bessern. Nur muß man, eingedenk des langsamen Ganges aller Civilisation, besonders in ihren Anfängen, keinen unverständigen Erwartungen sich hingeben und sich nicht einbilden, daß ein zusammengeworfener Haufe von Negern, wenn man ihnen nur die Wohlthat erzeigt, sie nicht auf's Neue in die Sklaverei zu schleppen, sich selbst überlassen nach einer friedlichen inneren Entwickelung von einigen Jahrzehnten in Rücksicht seiner Leistungen einen Vergleich aushalten werde mit einem europäischen Culturvolke.

Wo man sich die Mühe genommen hat, die Lern- und Bildungsfähigkeit der Kinder culturloser Völker genauer zu untersuchen, wie dieß durch Missionäre vielfach geschehen ist, hat sich bis jetzt noch immer gezeigt, daß sie größer war, als man erwartet hatte, und es wird häufig versichert, daß jene in allgemeiner Begabung hinter europäischen Kindern kaum zurückstehen. Am besten ausgestattet fand sich meist

das Gedächtniß, und nicht selten trat gegen die Zeit der Pubertät, die in heißen Klimaten bekanntlich früher fällt als bei uns, eine gewisse Geistesträgheit und Unlust zum Lernen ein. Daß diese nicht aus einem Mangel an ursprünglicher Begabung, sondern aus physiologischen Ursachen zu erklären und hauptsächlich als eine Wirkung des Klima's aufzufassen sei, liegt nahe genug.

Unter allen Racen werden Genies geboren, und wenn es hauptsächlich die bedeutenderen Geister sind durch deren Leistungen der Culturfortschritt eines Volkes erfolgt, so darf jenen wenigstens die Fähigkeit dazu nicht abgesprochen werden. Zu welcher Art und zu welcher Größe der Wirksamkeit große Männer gelangen, das hängt freilich ebenso wie ein großer Theil ihres eigenen Bildungsganges von dem Boden ab, in welchem sie wurzeln und von der Fähigkeit desselben den von ihnen ausgestreuten Samen zu nähren und groß wachsen zu lassen. Es läßt dieß vermuthen, daß gar manche genialen Gedanken und Erfindungen, erst nachdem sie zu wiederholten Malen wieder verloren gegangen waren, Bestand gewannen und der Nachwelt überliefert, für sie zu einem Fermente höherer Bildung wurden. Wahrhaft große Regenten und Staatsmänner hat sowohl die Geschichte der Negerreiche (z. B. Bornu) aufzuweisen, als auch die der nordamerikanischen Stämme und der Mexicaner, und wenn ein Vei-Neger Doalu Bukere ein Sylbenalphabet erfand, so leistete der Amerikaner Sequoya (George Gueß) das Nämliche.

Sind die vorhistorischen Zeiten der europäischen Culturvölker in tiefes Dunkel gehüllt, so scheinen sie doch errathen zu lassen, daß die Lebensweise, die gesellschaftlichen Zustände und religiösen Ansichten unserer Vorfahren mehr als bloß oberflächliche Analogieen zu dem zeigten, was sich noch jetzt bei weit entlegenen Völkern findet, denn da den Anfängen der Cultur nur Zustände der Uncultur vorausgehen können, so sind wir schon aus diesem Grunde genöthigt vorauszusetzen, daß es auch für unsere Culturvölker eine Zeit gegeben hat, zu welcher die Menschen bei geringen Hülfsmitteln der Kunst und Erfahrung von ihrer unmittelbaren Naturumgebung sehr vollständig abhängig waren. Wenn sich dieß aber so verhielt, so folgt von selbst, daß sie wenigstens in allen wesentlichen Punkten, in welchen culturlose Völker eine so überraschende Uebereinstimmung unter-

einander zeigen, nicht von ihnen verschieden waren. Wir nennen diesen frühesten, relativ gleichen Zustand, in welchem sich auch die ältesten Culturvölker einmal befunden haben müssen, den Naturzustand, ohne uns freilich auf den Nachweis der Berechtigung dieses Namens hier einlassen zu können. Wer freilich nur eigentlich historische Beweise für diesen Gegenstand zuzulassen gesonnen wäre, würde leicht dazu kommen, einen solchen Naturzustand ganz zu läugnen, er würde sich aber mit seinem Raisonnement auch nothwendig im Kreise drehen, denn daß es beglaubigte Nachrichten oder Denkmäler aus einer Zeit nicht geben kann, die der Entstehung aller Cultur vorherging, versteht sich von selbst. Nur den wichtigen Umstand hier anzuführen, wollen wir nicht vergessen, daß Einzelne, die aus der civilisirten Gesellschaft ausscheiden und sich isoliren, durch ihre Hülflosigkeit der Uebermacht der Natur gegenüber sehr schnell in einen Zustand zurücksinken, der sich dem Leben der sog. Wilden unvermeidlich nähert, und daß es eine große Anzahl von Beispielen gibt, in denen Europäer die längere Zeit unter einem culturlosen Volke lebten, sich bis zu gänzlicher Unkenntlichkeit diesen verähnlicht hatten, während der umgekehrte Fall, daß ein in der Wildniß geborener Mensch ganz in die civilisirte Welt sich hineinlebte, verhältnißmäßig nur selten vorgekommen ist.

Dürfen wir hieraus zwar nicht schließen, daß das civilisirte Leben nur ein dem Menschen aufgedrungener Zustand sei, in welchem er seiner Natur zuwider bloß durch künstliche Mittel festgehalten werde, so ist doch so viel richtig, daß seine stärksten Naturtriebe, die sich auch im Schooße der Civilisation fortdauernd geltend zu machen streben, den Tendenzen der letzteren entgegengesetzt sind und von ihr fortwährend unter einem starken Drucke gehalten werden. Sie brechen mit unbändiger Gewalt hervor, sobald dieser Druck zu irgend einer Zeit zu stark nachläßt oder ganz aufhört, und wir dürfen deßhalb behaupten, daß alle Kolonieen der Europäer in überseeischen Ländern, auch abgesehen von der Bedrängniß durch die Urbewohner höchst wahrscheinlich nach kurzer Zeit in die Verwilderung wieder zurückgesunken sein würden, welcher der Einzelne unter ähnlichen Umständen unvermeidlich verfällt, wenn ihnen nicht die Zufuhr von Menschen und Hilfsmitteln aller Art aus dem Mutterlande die Möglichkeit gewährt hätte, sich auf der Höhe der von Hause mitgebrachten Civilisation zu

erhalten. Eine unbefangene Betrachtung der Hauptmotive, die in der großen Masse der Bevölkerung in civilisirten Ländern wirksam sind, läßt dieß deutlich genug erkennen. Man denke die Motive der Noth, des Ehrgeizes und der Genußsucht aus unserer Gesellschaft hinweg, und man wird sich leicht überzeugen, daß die kräftigsten Antriebe zu der Summe von Arbeiten, durch welche die Civilisation allein sich zu erhalten vermag, gelähmt und gebrochen sind. Auch in unserer Gesellschaft spielt die Kraft der Trägheit keine kleine Rolle, aber ohne daß wir in unserer Begabung etwas von Bedeutung vor andern Völkern voraushätten, wirkt in Folge der eigenthümlichen Organisation unseres socialen Lebens der Sporn zur Arbeit auf uns weit mächtiger und nachhaltiger. Es gibt kein Volk und keine Menschenklasse, die von Natur einen Trieb zu angestrengter Thätigkeit in sich hätte. Arbeit ist ursprünglich jedem eine Last. Nur eine langjährige Erziehung ist es, die dem Menschen die Gewohnheit der Selbstbeherrschung anbildet, dadurch dieses Verhältniß ändert und ihm die Wohlthat der Civilisation zu Theil werden läßt. Auch sie vermag es nicht, die gewaltige Naturkraft, die in ihm schlummert, auszurotten, wohl aber sie zu bannen, zu veredeln und höheren Zwecken zuzulenken.

Ist es uns gelungen, die Einheit des Menschengeschlechtes als Art von der psychologisch-historischen Seite nachzuweisen, so haben die vorstehenden Erörterungen, welche zugleich dazu dienen sollten, die Hauptaufgabe einer künftigen Philosophie der Geschichte zu bezeichnen, insoweit eine solche möglich ist, wohl erkennen lassen, daß die Frage nach der Abstammung von einem Elternpaare von weit untergeordneterem Interesse ist, als die nach der Arteinheit. Bei der ersteren handelt es sich um ein einzelnes, wenn auch nicht unwichtiges Factum, das für uns in unerreichbarer Ferne liegt, bei der letzteren um die wesentlichen Charaktere der Menschheit als solcher. Unsere leibliche Verwandtschaft mit den culturlosen Völkern hebt die großen Verschiedenheiten nicht auf, die uns von ihnen trennen und rückt sie uns geistig nicht näher, und möchte man auch in dem Glauben an einen ersten Stammvater aller Menschen eine Bürgschaft dafür finden, daß es nur Gradunterschiede sind, welche zwischen ihnen und uns liegen, so beginnt das Belehrende und möglicher Weise auch praktisch

Folgenreiche der Untersuchung doch erst, wenn wir im Einzelnen uns genauere Rechenschaft darüber zu geben versuchen, wie groß diese Unterschiede in Wirklichkeit sind, wovon sie abhängen, wie sie sich zu einander verhalten und auf welche Weise sie vielleicht verringert oder ausgeglichen und allmälich zum Verschwinden gebracht werden können.